

Baalberge.

(Hierzu Tafel III und IV).

Von der Eisenbahn Bernburg-Köthen erblickt man in der Nähe der Station Baalberge einen Hügel, der sich wie ein Wahrzeichen nördlich über dem Dorfe erhebt. Das Dorf ist in die Senkung der Fuhne eingebettet und hat durch seine Lage keinen Anspruch auf einen Namen mit -berg: die ganze Gegend hat den Charakter der Ebene, und die Fuhneniederung durchzieht dieselbe wie eine Falte, der Ort müsste seiner Lage nach auf aue (ouwa) oder a (aha) oder thal (tal) ausgehen; die Vermutung liegt darum nahe, dass das Dorf seinen Namen von dem Hügel oder „Berge“ entlehnt hat, der, wenn auch nicht hoch, so doch durch seine steile Kuppengestalt auffällig aus der Formation der Landschaft heraustritt und die Aufmerksamkeit auf sich zieht; er steht auf der rechten Seite der Flussniederung, die von Südost nach Nordwest streicht, und zwar auf dem höher gelegenen Boden, der die Niederung begleitet, sodass, vom Bahnhof gesehen, der Hügel hinter dem Dorfe liegt und über dasselbe hervorragt.

Die Vermutung, dass das Dorf seinen Namen von dem Hügel hat, scheint zwar durch die jetzige Benennung nicht bestätigt zu werden, denn im Dorfe wird der Hügel jetzt Schneiderberg genannt, wahrscheinlich aus einer zufälligen — jetzt nicht mehr bekannten — Veranlassung; aber glücklicherweise ist uns der ursprüngliche Name des Hügels durch Beckmann erhalten, und wir sehen daraus, dass die jetzige Benennung noch nicht zweihundert Jahre alt ist. Beckmann schreibt in seiner Historie des Fürstentums Anhalt von 1710, Band I S. 140: „Weiter in das Feld hinein unfern Palberge liegen zween erhabene Hügel, welche man die Baals-Berge zu nennen pflegt, könnten auch eine Vermuthung geben, ob nicht der Abgott Baal daselbst verehret worden. Aber gleichwie die Hügel dieser Gegenden mehrentheils factitii sein, und der Alten wohlverdienten Herren dieser Ohrten Grab-Hügel gewesen, wie wir I. Th. u. V. § 6 f 27 gesehen, hernach auch mögen vor Warten und Gräntzen gedienet haben; Also wird auch hier das gewisseste sein davor zu halten, dass es dergleichen Grabhügel gewesen, die man hernach vor Gräntzen gebrauchet, gleichwie auch das anliegende Dorf Palberg ein Gräntz-Dorf mag gewesen sein, und selbige von dem Worte Pahl oder Pfahl ihren Namen haben und so viel heissen als Pfahl- oder Gräntz-Berge; Wiewohl auch wohl

zu vermuthen, dass im Nachsuchen einige monumenten hierunter, gleichwie bei andern dergleichen möchten gefunden werden.“

Beckmanns Etymologien können wir auf sich beruhen lassen; dass er den Ortsnamen fälschlich mit P geschrieben hat, beweisen die Urkunden, die den Ort schon 961 und 964 Balberg nennen; in einer Urkunde des Papstes Innocenz III. von 1205 wird Balberge iuxta Vonam unterschieden von Balberge iuxta Kalve. Andererseits zeigt die Form des Ortsnamens bei Beckmann, ebenso wie in den Urkunden, dass ein s nicht in den Namen gehört, und dass in der Benennung der beiden Hügel das s nur zu Gunsten der Anspielung auf den Abgott Baal eingeschoben ist. Wertvoll aber ist uns die Nachricht Beckmanns, dass die beiden Hügel um 1710 noch Baalberge genannt worden sind. Die Bezeichnung Schneiderberg dürfen wir also in Zukunft unberücksichtigt lassen und werden dafür die echte Benennung wieder anwenden. Was die Ableitung dieses Namens anbetrifft, so wird heute niemand mehr an den semitischen Lichtgott Baal denken; meines Erachtens kann nur das mittelhochdeutsche Adjektiv bal (altsächsisch balu) in Betracht kommen, welches uns nur in Zusammensetzungen und zwar in der Bedeutung „übel, schlecht, schädlich“ erhalten ist; dasselbe gehört zu dem althochdeutschen Substantiv balo (st. m.) „Verderben“, dem mittelhochdeutschen bale „Böses, Unrecht“. Zusammensetzungen sind folgende: balmunt „schlechter Vormund“, balrat „falscher, böser Rat“, ballast „schlechte Schiffsfracht“, balsturich „schlecht zu steuern, unlenksam“, balmundich „der schlechten Schutz hat (oder keinen)“, balemunden (verb.) „jemand für einen balemunt, d. h. einen schlechten Vormund, erklären“. Der Balberg ist demnach der schlechte oder üble Berg und ist vielleicht deshalb so genannt, weil die Erinnerung an die alte Begräbnisstätte allmählich in die Vorstellung des Unheimlichen übergegangen war, wie ein Hügel bei Langeln in der Grafschaft Wernigerode, welcher Begräbnisgefäße der Hallstattzeit enthalten hat, von den Anwohnern der Hexenkniggel genannt wurde. Zu einer so allgemeinen Bedeutung des Namens passt der Umstand, dass beide Hügel, die einst hier vorhanden waren, dieselbe Bezeichnung trugen; beide waren Balberge — üble Berge.

Von dem zweiten Hügel, der einst hier gestanden hat, hörte ich im Dorfe, ehe ich Beckmann nachgesehen hatte. Derselbe wurde der Lange Berg genannt und lag im Südosten des Dorfes, etwa 350 Schritt von diesem entfernt bei der Windmühle. Genauere Nachricht gab mir der Rentier Herr Adolf Reinecke, der sich der Abtragung des Hügels noch erinnert, welche durch seinen Vater ausgeführt worden ist.

Diesem war nämlich durch die Separation der Hügel überwiesen worden, um mit dessen Erde die Vertiefungen eines benachbarten Ackerstückes auszufüllen, und dieser Bestimmung gemäss hat der Besitzer in den nächstfolgenden Jahren 1853–54 gehandelt. Nach der Erinnerung des Herrn Ad. Reinecke sind in dem Hügel mehrere Steinkisten, etwa fünf bis sieben, aufgefunden worden; in dem von Steinplatten hergestellten Raum standen Urnen mit verbranntem Gebein zusammen mit kleineren Gefässen. Die meisten Steinkisten waren im Innern rot angestrichen. Von den Beigaben ist noch ein bronzenes Messer mit wenig geschweifter Klinge im Besitz des Herrn Reinecke; dasselbe ist auf beiden Seiten mit konzentrischen Kreisen, Linien und langen Reihen kleiner Bogen verziert, endigt in ein walzenförmiges Stück, das noch mit Querlinien und konzentrischen Halbkreisen verziert ist, und mit seiner dünneren und durch Einhiebe rauh gemachter Fortsetzung zum Einsetzen in einen Griff bestimmt ist. Die Klinge ist 20,2 cm lang, der verzierte Stiel 2,4 cm, die rauh gemachte Griffangel 2,7 cm. Ausser diesem Messer bewahrt Herr Reinecke eine wetzsteinförmige, durchbohrte Axt von einem grauackonähnlichen Gestein, 21,3 cm lang, 3,4 cm breit, 2 cm hoch; er erinnert sich ferner, dass auch hohle Bronzearmringe gefunden worden sind.

Durch das Bronzemesser ist das Alter jener Beisetzungen im einstigen Langen Berge bestimmt; es ist die jüngere Bronzezeit und zwar die fünfte Periode nach Montelius (850–650 v. Chr.), die Zeit der Antennenschwerter, der Lanzenspitzen (mit Querbinden und Halbkreisen auf der Tülle), der Schaftlappencelte und Sicheln. Ein Steindenkmal bei Baasdorf bei Köthen, das 1844 geöffnet ist, enthielt ebenfalls derartige Bronzen; und die obere Schicht des Spitzen Hoch bei Lattorf, welche Steinkisten mit Lausitzer Urnen und zerschmolzenen Bronzen enthielt, gehört derselben Zeit an. Die Urnen des Langen Berge haben lange Zeit auf dem Hausboden des Herrn Reinecke gestanden, sind aber dann, wie es meist mit den Altertümern in Privathäusern geht, spurlos verschwunden. Die Angabe, dass die Steinkisten rot gestrichen gewesen, erweckte mein Befremden, bald darauf las ich von dem Königsgrabe bei Pritzwalk, welches ebenfalls der jüngeren Bronzezeit angehört,¹ dass die Wand der Grabkammer mit einem

¹ Es heisst in der aus der „Natur“ geschöpften Nachricht der Täglichen Rundschau vom 28. Juli 1901, dass ein Bronzeschwert an der Wand der Kammer gelehnt hat; was für eins, ist nicht gesagt; auch der Bericht des Herrn Friedel in der Zeitschrift für Ethnol. 1901, S. 69 bezeichnet es nur als „ein 51 cm langes Bronze-Schwert, das mit dem Griff im Boden steckte, sodass die Spitze aufrecht

Mörtel aus Thon und Sand abgeputzt und auf diesem ein mit roter Farbe aufgetragenes teppichähnliches Muster dargestellt sei. Die Bemalung der Grabwände mit roter Farbe in der jüngeren Bronzezeit hat demnach Analogien. Bestätigt wird übrigens die Angabe des Herrn Ad. Reinecke durch eine Nachricht, die Realgymnasialdirektor Fischer in seinem Vortrage über stein- und bronzezeitliche Beziehungen des Orients zu dem Bernsteinlande (*Zeitschr. des Harzvereins* 1896 S. 571) mitgeteilt hat: „z. B. ist 1825 bei Balberge, eine Stunde von hier, ein bronzezeitliches Grab geöffnet, das nach mündlicher Versicherung des Major Nauendorf und nach einer schriftlichen Aufzeichnung des Pastors Schönichen inwendig bemalt war und zwar von oben nach unten weiss, schwarz, rot“ (die Jahreszahl ist wahrscheinlich verdrukt für 1852). Ob in dem Langen Berge ausser jenen Steinkisten der jüngeren Bronzezeit nicht noch ältere Skelettbestattungen in der Tiefe angetroffen sind, können wir nicht wissen; Herr Reinecke erinnert sich dessen zwar nicht; aber es ist begreiflich, dass Reste von Skeletten weit weniger beachtet sind als die Steinbehälter mit ihren Urnen, in denen der gemeine Mann einen Schatz zu finden hofft.

So viel war über den zweiten Balberg zu ermitteln, welcher nach dritthalbtausendjährigem Bestand von einer allzu nüchternen Behörde als eine Anhäufung brauchbarer Ackererde betrachtet und verwendet worden ist. Wir kehren nun zu dem einzigen noch vorhandenen Hügel zurück, dessen Lage schon beschrieben ist. Derselbe gewährt bei dem ebenen Charakter der Umgegend eine gute Aussicht und wird, wie mir die Leute erzählten, zur Ausschau benutzt, wenn am Himmel Feuerschein bemerkt wird. Dieser Balberg hat einen Umfang von 133 m, ist — von der Oberfläche des anliegenden Ackers gemessen — 5,75 m hoch und trägt oben ein ziemlich kreisförmiges Plateau von 8 m Durchmesser. Auf der etwas erhöhten Ostseite dieses Plateaus steht ein der Landesvermessung dienender trigonometrischer Stein, der mit Zustimmung der Landesbehörde von der topographischen Abteilung des Generalstabs gesetzt worden ist. Die Bitte des Bernburger Altertumsvereins, diesen Stein vorübergehend wegnehmen zu dürfen, war vom Generalstab abschläglich beschieden worden. Der

hervorragte“. Nach einem kleinen Gruppenbild, das die Gartenlaube 1899 in ihrer Nr. 42 über das „Hünengrab von Perleberg“ brachte, scheint es sich um ein Schwert vom Möriger Typus zu handeln, also um einen Zeitgenossen des Antennenschwertes. Herr Friedel bezeichnete übrigens das Grab als „Königsgrab bei Seddin“; die beiden anderen Benennungen werden also zurücktreten müssen.

Stein ist denn auch für die vollständige Klarlegung der im Hügel angetroffenen Verhältnisse recht hinderlich gewesen. Die Staats- und Gemeindebehörden hatten in dankenswerter Weise die Erlaubnis zur Ausgrabung gegeben. Die Arbeiten begannen am 5. Juni 1901 unter Leitung des Vorsitzenden des Bernburger Altertumsvereins, Herrn Kommissionsrat Kälber, der mich zur Mitwirkung freundlich eingeladen hatte; ausgeführt wurden dieselben durch sechs Bauarbeiter der Stadt Bernburg unter Aufsicht des Bautechnikers im städtischen Bauamt, Herrn Grünewald.

Es wurden zunächst zwei Einschnitte von 2 Meter Breite in den Hügel hineingetrieben und zwar auf dem Niveau des mit Gras bewachsenen Bodens, der den Hügel umgiebt. Der eine Einschnitt wurde von Osten her, der andere von Nordwesten aus nach der Mitte zu getrieben; doch musste diese Richtung vor Erreichung des Plateaus nach Norden und Osten abgelenkt werden, um dem trigonometrischen Stein etwa 2 Meter fern zu bleiben.

In den ersten Tagen wurden nur wenige vorgeschichtliche Scherben gefunden; der hohle Klang, der an einigen Stellen wahrgenommen wurde, war durch Gänge von Hamstern verursacht. Am 7. Juni wurde im nordwestlichen Einschnitt, wo derselbe sich dem Plateau nähert, etwa 1,75 m unter der Oberfläche der grössere Teil eines kleinen dunklen Gefässes vom Bernburger Typus gefunden (Fig. 1), ferner eine Scherbe (Fig. 2) mit der Zickzackverzierung desselben Typus; ausser dem Zickzack zeigt sich ein Viereck, das durch zahlreiche rundliche Eindrückungen gebildet und gefüllt ist; eine Verzierungsweise, wie sie sich noch auf einem grösseren Gefässe dieses Typus aus dem Stockhof-Hügel in der Altertumssammlung zu Bernburg findet. Die Einschnitte hatten am 8. Juni das Plateau auf der Nordostseite erreicht und sich vereinigt; die Tiefe des Durchschnitts, vom Plateau gemessen, betrug 4,60 m. Am Nachmittage dieses Tages waren 13 Mitglieder des Bernburger Altertumsvereins an der Arbeitsstelle; trotz des scheinbaren Misserfolgs sprach ich die tröstliche Erwartung aus, dass durch weitere Arbeiten ein grosses Steinplattengrab zu finden sein müsse.

Am Montag den 10. Juni wurde ein dritter Einschnitt begonnen, der von der Vereinigungsstelle der beiden ersten Einschnitte auf dem Plateau nach Südwest in einer Breite von 3,50 m getrieben wurde. Dieser breite Einschnitt, der mit Vermeidung des trigonometrischen Steins den grössten Teil des Plateaus öffnete, traf in einer Tiefe von 0,75 bis 1 Meter auf die erste Steinkiste; die Deckplatte derselben war

1 m lang, 0,75 m breit, 0,25 m dick; das Grab war in Unordnung und leer; neben demselben fanden sich noch 2 kleinere Steinkisten, deren Deckplatten 75 zu 50 cm gross waren; auch diese waren gestört und leer. Weiter in die Tiefe gehend hatte man eine Erdschicht von einem halben Meter zu überwinden, ehe man wieder auf eine Gruppe von 6 Steinkisten stiess, welche unter dem Plateau und südlich davon im Verlauf des dritten Einschnitts in einer Tiefe von meist 1,50 m angetroffen wurden. Auch diese Kisten waren bereits ausgenommen, sodass nichts als einige belanglose Scherben gefunden wurden.

Erfolgreicher war die Arbeit an einer dritten Schicht von Gräbern, welche, durch starke Steinpackungen angekündigt, in einer Tiefe von 2,50 m unter dem Plateau angetroffen wurden: Durch senkrecht gestellte dickere Steinplatten von 10—20 cm Stärke waren mehrere aneinanderstossende Behältnisse (A) geschaffen worden, die oben mit flachen, fast ebenen Platten bedeckt waren. Auf der Westseite des Einschnittes, der hier unten nur noch 2,80 m breit war, wurde das Fussende von 2 nebeneinander befindlichen Steinplattengräbern freigelegt; das nördliche davon, 70 cm im Lichten hoch, 98 cm breit, aber durch eingestellte Steinplatten auf 67 cm verengt, war 1,50 m lang; zwar die Seitenplatten reichten noch weiter und das Grab wäre 2 m lang gewesen, wenn nicht eine quergestellte Platte das eigentliche Grab von einem hinteren Raume abgetrennt hätte, der nichts enthielt. Der vordere Grabraum barg die mürben Knochen eines liegenden Hockerskeletts, dessen Schädel nach Westen, dessen Gesicht nach Süden gerichtet war. Die Knochen waren in einem schwammig porösen Zustande, sodass sie von der Erde sich nicht lösen liessen ohne zu zerkrümeln. Südlich neben diesem Steinplattengrabe lag ein zweites von ähnlichen Abmessungen (175 cm lang, 80 cm breit, 60—70 cm hoch), das ebenfalls Skelettreste enthielt; es war mit dem anderen gleichzeitig gebaut: die mittlere Längsplatte diente beiden Gräbern als Wand, und beide waren von derselben starken Deckplatte (25 cm) überdeckt. Eine Beigabe wurde bei beiden Skeletten nicht gefunden, nur ein Stückchen Bronze wurde in dem zweiten Grabe aufgehoben.

An das Fussende beider Gräber war ein durch Steinplatten abgeteilter und bedeckter Raum von 1,50 m Länge und 1,38 m nördlicher, 1,08 m südlicher Breite angebaut, welcher nichts anderes enthielt als einen kleinen Topf von 7 cm Höhe mit tiefangesetztem Henkel, von einer Form, wie sie aus der älteren Bronzezeit bekannt ist (Fig. 3).

An diese Abteilung reihte sich weiter nach Osten ein 2,90 m langer

80 cm breiter, mit dünnen Steinplatten bedeckter Raum von kaum 50 cm Höhe, dessen Längsrichtung von Nordnordost nach Südsüdwest ging. In der Mitte seiner Längsausdehnung, nahe an der Ostwand des Einschnittes lagen auf der Deckplatte 2 Dolche von Bronze aufeinander; ein kleiner von 7,4 cm Länge mit 3 Nieten (ohne Griff) von der bekannten Dolchform der ersten Periode der Bronzezeit (Fig. 5); und ein grosser, schöner Dolch (Fig. 4) von 30 cm Länge mit einem sprossenartigen Griff, wie ihn ein Dolch aus dem Depotfunde von Castione in der Provinz Parma aufweist.¹ Der Griff findet seinen Abschluss durch einen Knauf von ovalem Durchschnitt; im übrigen besteht er aus einem Rundstabe von 1 cm Durchmesser, den in Abständen von 6 mm vier ovale Scheiben von 25 mm gr. Durchmesser und 7 mm Dicke umgeben; ungefähr so als wenn der vollgegossene Griff des triangulären Dolches fünfmal bis auf Centimeterstärke 6 mm breit eingekerbt wäre. Im übrigen hat der Griff die übliche halbkreisförmige Verbreiterung zur Aufnahme der Klinge und den üblichen runden Ausschnitt in der Basis des Klingenhalters; durch 6 flachgewölbte, 1 cm breite Niete ist der Griff mit der Klinge verbunden, welche oben 6 cm breit und von der Griffbasis bis zur abgebrochenen Spitze 17 cm lang ist. Die Klinge war schon beim Auffinden in 3 Stücke zerfallen, doch lagen die Stücke in der ursprünglichen Reihenfolge nebeneinander.

Das Grab, auf welchem diese beiden Bronzesachen lagen, hatte noch eine andere Eigentümlichkeit: unter der dünnen Deckplatte von feinem Roggenstein wurde viel Holz, braunes, stark zerklüftetes und zersprungenes Eichenholz zu Tage gefördert, sodass man einen eichenen Baumsarg vermuten konnte; indessen schien es sich doch nur um die Reste einer eichenen Bohle zu handeln, die unter den Steinplatten zur Deckung des Grabes gedient hatte, zumal die steinernen Deckplatten nur 2,5 bis 3 cm stark waren; dieselben hätten überhaupt ohne Unterstützung nicht halten können, da sie in Vierteilung (wie die Flügel eines Fensters) lagen. Am oberen, südlichen Ende des Grabes fanden sich ausserdem 5 senkrecht gestellte rundliche Eichenpfähle, stark zerrissen und zerblättert, die nach unten zugespitzt waren; sie waren im ganzen 50 cm hoch und durchschnittlich — ohne die abgebröckelten Teile — 20 cm dick. Diese Pfähle schienen als Träger

¹ Vgl. Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit, Braunschweig 1900, S. 127, Fig. 310; ein gleicher Dolch ist in der Schweiz, Kanton Bern bei Renzenbühl unweit Thun bei einem Skelett gefunden (ebenda S. 105).

der Deckplatte, also zunächst wohl der Eichenbohle, oder auch als Stütze der hinter ihnen stehenden steinernen Querplatte gedient zu haben und waren unten mit weissem fetten Thon verstrichen, der wie Kitt aussah und von den Arbeitern auch so genannt wurde. Auch in diesem Grabe wurden einige Knochen gefunden, darunter 2 Stücke eines menschlichen Unterkiefers mit wohlerhaltenen Zähnen, die im Südende des Grabes lagen. In der südlichen Fortsetzung des eben beschriebenen Grabes, 1,50 m von der ersten Pfahlreihe entfernt, wurde dann noch eine zweite Reihe ähnlicher Pfähle gefunden, die der ersten parallel stand und ebenfalls durch weissen Thon befestigt war, wahrscheinlich der Abschluss eines vierten Grabes.

Dies sind die abgetheilten Räume der dritten Schicht des Berges, welche mit Boden- und Deckplatten teils 70, teils 90 cm Höhe einnahmen, denn die Gräber unter den Dolchen waren nicht so tief wie die langen Plattengräber der Westseite; dabei muss noch bemerkt werden, dass über diesen Plattengräbern der dritten Schicht schwere Kieselsteine, Sandsteine, blaue Steine, Porphyr, Roggenstein, zum Teil von sehr grossen Dimensionen lagen, während die eigentlichen Grabplatten meist von hartem Sandstein und feinkörnigem Roggenstein nicht sehr dick, meist nur 7 cm stark waren.

Während diese Steinplattengräber in der Mitte des Hügels aufgedeckt wurden, war man auf dem Ostabhange des Hügels einem anderen Funde näher getreten. Von dem vorhandenen östlichen Einschnitte aus hatte Herr Kälber Steine sondiert und diese mit dem Spaten verfolgen lassen; schon nach einem halben Meter Entfernung stiess man auf eine mächtige Steinplatte (B), zu deren Freilegung ein neuer Einschnitt von 4,50 m Länge und 3 m Breite hinabgeführt wurde; derselbe war von dem grossen Mitteleinschnitt 7,25 m östlich entfernt und erhielt auf der höher gelegenen Seite eine Tiefe von 2,60 m, auf der niedriger gelegenen Seite eine Tiefe von 1,70 m, die nachher noch etwas vertieft wurde, um ausser der Platte auch die steinernen Stützen und schräg angelegten platten Steine sichtbar zu machen. Die länglich viereckige Platte, die sich nun den Blicken zeigte, war 2,63 m lang, 1,32 m breit, 0,50 m dick und wurde auf ein Gewicht von 41 Centner geschätzt; sie war durch unterliegende Steine ringsherum gestützt, nur auf der nördlichen Querseite, wo wir die Platte zuerst erreicht hatten, waren grössere Steine nicht untergeschoben, sondern nur angelehnt; diese Seite hielten wir deshalb für den Eingang des Grabes.

Die Steinplatte von seltener Grösse und Dicke bestand aus Bern-

burger Sandstein, sie war ziemlich regelmässig geformt, im ganzen rechtwinklig, auch die Seiten standen im ganzen senkrecht zur Ober- und Unterfläche, doch war nirgends die gerade Linie durchgeführt, es zeigten sich überall die willkürlichen Ein- und Ausbiegungen des natürlichen Bruches, und Spuren von Bearbeitung konnten nicht entdeckt werden. Zur Erklärung, wie eine solche Platte in der Steinzeit hatte gewonnen werden können, wurde von den Kennern der dortigen Formation angeführt, dass noch in ihrer Kinderzeit der Sandstein an manchen Stellen der Fuhne bei Bernburg zu Tage gestanden habe, indem er ein hohes Ufer bildete, in welches der Fluss sein Bett hinein vertieft hatte; dort waren Bänke von der Mächtigkeit dieser Platte zu finden und abzuheben; freilich blieben die Mittel unbekannt, durch welche man den Stein von seiner Umgebung getrennt hatte.

Es lag uns fern, an einer solchen Platte Hebungsversuche anzustellen, die leicht gefährlich hätten ablaufen können, wir beschlossen vielmehr, von der Nordseite unter die Platte einzudringen, nachdem wir uns von der Zuverlässigkeit der Stützen überzeugt und ausserdem noch einige grosse Steine untergeschoben hatten. Beim Ausräumen der Erde traf man bald auch auf eine Bodenplatte, von welcher aus gemessen die Höhe der Grabkammer 75 cm betrug. Mit der vorsichtig herausbeförderten Erde kamen einige leicht zerreibbare Knochenstücke zum Vorschein, am deutlichsten zu erkennen waren zwei nebeneinander liegende Röhrenknochen eines menschlichen Unterschenkels, die aber auch mit der Erde stückweise abbröckelten; vom Schädel fand sich nichts mehr vor. Etwa 75 cm von der Vorderkante entfernt traf man im Innern auf eine Querwand, die einen vorderen Raum von einem hinteren abtrennte; und in der linken Hinterecke des vorderen Raumes stand ein grösseres Gefäss, dessen 3 horizontale Hohlkehlen man schon, von aussen hineinblickend, erkennen konnte. Das Gefäss, das ohne Beschädigung gehoben wurde (Fig. 6), war durch Form und breiten Henkel als zum Bernburger Typus gehörig gekennzeichnet; die geradlinige Wandung erweitert sich nach unten wie bei einem Seidel und verjüngt sich erst kurz über dem Boden in scharfem Umbruch; als Verzierung ist ausser den genannten drei horizontalen Kehlstreifen am oberen Teile ein dreifaches Sparrenmuster von Rillen oder schmalen Hohlkehlen um den unteren Teil herumgeführt, darüber eine horizontale Reihe von aufrechtgestellten bogenförmigen Kerben. Das Gefäss ist 15,5 cm hoch, der obere Durchmesser beträgt 14,8 cm; der Henkel ist 5 cm breit.

Hohlkehlen an einem Gefässe des Bernburger Typus waren mir auffällig; man ist gewohnt, diese Verzierungsweise dem Lausitzer Typus und seinen Verwandten zuzuschreiben; unter den zahlreichen Gefässen des Lausehügels bei Halberstadt, an welchen zuerst der Bernburger Typus beobachtet ist, unter den vielen Gefässen dieser Gattung aus dem Latdorfer Hügel, nach welchen Klopffleisch den Typus ursprünglich Latdorfer Typus nannte, unter den umfangreichen Gruppen von Conradsburg, Hausneindorf, Quedlinburg, unter den in Halle aufbewahrten und vielen in Abbildung gesehenen Exemplaren war mir diese Verzierungsweise nicht vorgekommen; auch Götze sagt in seiner Beschreibung des Bernburger Typus: „Die Ornamente sind in der Technik der Strich- und Stichverzierung mit Kanal hergestellt“,¹ Hohlkehlen waren ihm also auch noch nicht vorgekommen; erst einige Tage nach der Hebung des oben beschriebenen Gefässes sah ich in der Bernburger Sammlung ein ähnlich geformtes Gefäss mit horizontalen Kehlstreifen auf dem oberen und dem unteren Teile der Wandung und mit 3 vertikalen Kanelüren auf dem breiten Henkel, nur waren die Hohlkehlen viel flacher und weniger auffällig; das Gefäss war aus dem Stockhof, einem Grabhügel bei Gröna, eine Stunde südlich von Bernburg, welcher neben Skeletten zahlreiche Gefässe dieses Typus, namentlich auch grössere, enthalten hat. Für das Alter der Hohlkehlenverzierung ist unser Gefäss zeifellos von bestimmendem Wert; zugleich dient dasselbe dazu, den bisher vorhandenen Beweis für die Gleichzeitigkeit des Bernburger Typus mit der verbreiteten Gruppe der Kugelamphoren wesentlich zu verstärken; nämlich auf folgende Weise:

Das vordere Grab stand mit dem hinteren in Verbindung: in der trennenden Zwischenplatte war ein halbrunder Ausschnitt von 50 cm Breite, gross genug, dass ein Mann hindurch kriechen konnte. Aus dieser Grabkammer kamen mit der lockeren Erde einige wenige Knochenreste, meist Teile von Röhrenknochen in porös weichem Zustande zum Vorschein; ausserdem 2 Kugelamphoren, die nebeneinander standen. Die erste, welche zu Tage gefördert wurde (Fig. 7), war 20 cm hoch, der obere Halsdurchmesser betrug 7,7, der Bauchumfang 66 cm. Durch eingedrückte schräge Linien war am Hals eine Rautenverzierung hergestellt, und die senkrecht stehenden Spitzvierecke waren in ihrer unteren Hälfte durch 3 bis 4 kurze Linien schräg schraffiert. Die Absetzung des Halses wurde durch eine Reihe von runden Punkten und eine darunter befindliche horizontale Linie

¹ Zeitschrift für Ethnologie 1892, Verhandlungen S. 185.

markiert; unterhalb dieser bildeten kurze senkrecht geführte Striche eine fransenartige Verzierung auf dem oberen Teile des Bauches. Die Linien sind nicht glatt geritzt, sondern zeigen zackige Ränder, als wären sie durch fortgesetzte schräg gestellte Eindrücke eines kantigen Stäbchens gebildet, eine Manier, die zwischen Stichkanal und Schnurabdruck stehen dürfte.

Die Amphore war bis oben hin mit frischer Gerste angefüllt, die zolllange Keime und weitverbreitete Wurzelfäden getrieben hatte, sodass ein zusammenhängendes und eng verfilztes Gewirr den Inhalt des Gefässes bildete. Es war sofort klar, dass ein Hamster, dessen Röhren wir mannigfach angetroffen hatten, in dieser Amphore ein Magazin von Gerste angelegt hatte, die zu verzehren ihm nicht beschieden gewesen; einige durch Abnutzung entstandene Vertiefungen im Rande des Gefässes werden von dem Ein- und Auskriechen des Hamsters herzuweisen sein. Besonders auffällig war mir nun, dass in dem Fasergeirr der Gerstenwurzeln auch zwei fingerlange Hälften menschlicher Röhrenknochen im Halse des Gefässes standen, denn ich musste daraus schliessen, dass auch diese mürben, zwischen den Fingern zerreibbaren Knochen dem Hamster zur Nahrung hatten dienen sollen. Dieser Umstand erklärte wiederum die Spärlichkeit der Knochenreste in allen Gräbern dieses Hügels. Die Ansicht, dass die Knochen in alten Gräbern von Nagern aufgefressen werden, hat früher ein sehr thätiges Mitglied des sächsisch-thüringischen Altertumsvereins, der Kondukteur Bergner, der sehr viele thüringische Steinplattengräber untersucht hat, mit grosser Bestimmtheit behauptet.¹ Seine Angabe, dass die Wandermaus oder Lemming, deren zahlreiche Reste er in den Gräbern gefunden, die Skelette aufgezehrt habe, hat bisher wenig Beachtung, vielleicht auch wenig Glauben gefunden; mir scheint sie jetzt glaubhaft. Übrigens haben wir auch den oberen Teil eines Hamsterschädels in diesem Grabe gefunden.

Beim Anblick der ausgeschütteten frischen Gerste musste sich der Gedanke aufdrängen: Wenn nun der tumulus nicht gerade im Jahre 1901, sondern vielleicht 20 oder 50 Jahre später ausgegraben worden wäre, würde man dann die Gerste nicht für eine Mitgabe der Steinzeit gehalten haben? Und welche Schlussfolgerungen würden sich an die 2 menschlichen Knochen in der Amphore geknüpft haben? Würde man nicht an kannibalische Mahlzeiten geglaubt haben? Ein merkwürdiger Zufall, dass die im Jahre 1900 durch einen Hamster

¹ Vgl. Kruse, Deutsche Altertümer Bd. I, H. 6, 1826 S. 21,

eingetragene Gerste schon im Jahre 1901 in der Kugelamphore gefunden worden ist, als die Keime noch frisch waren und die blassgrünen, im Wachstum befindlichen Spitzen deutlich das jugendliche Alter kund thaten.

Die zweite, weit grössere Kugelamphore dieses Grabes (Fig. 8), enthielt nichts dergleichen, sondern nur die lockere schwarze Erde, die das Innere des Grabes füllte. Sie ist 33 cm hoch und hat einen Umfang von 105 cm. Ihre Halsverzierung ist reich und eigenartig: oben ein Zickzackband, weiter unten ein Rhombengitter sind reliefartig gebildet, indem die zwischenliegenden Felder durch Stempel niedergedrückt und zugleich mit einem schuppen- oder gewebeartigen Muster bedeckt sind; so wenigstens scheint mir die Arbeit gemacht zu sein; indessen ist es vielleicht auch möglich, durch Winkelstiche ein solches Muster herzustellen; nur ein Versuch kann entscheiden, ob durch aneinander gereichte Winkelstiche eine Vertiefung der Fläche erzielt wird, so dass die ausgesparten Bänder erhaben aufliegen.¹ Den Halsansatz umgiebt, schon auf der Schulter eingeritzt, ein schräg gestricheltes Gitterband von Centimeterbreite, nahe darunter setzen die fransenartigen Striche an, welche fast alle Kugelamphoren aufweisen; dieselben laufen bei unserem Gefässe nicht senkrecht, sondern schräg und sind durch kleine Zwischenräume in Gruppen abgeteilt; jeder Strich wird unten durch einen Winkelstich abgeschlossen.² Die beiden Ösen im Halswinkel sind ziemlich breit.

Die Scheidewand zwischen der vorderen und der hinteren Grabkammer war 10 cm stark, von dieser bis zur Hinterwand, welche durch eine gerade Platte gebildet wurde, betrug die Länge 135 cm; 30 cm blieben also übrig für den Steinverschluss der hinteren (südlichen) Schmalseite. Die Breite dieser zweiten Kammer war — im Grabe

¹ Den Eindruck, dass Stempel angewendet sind, macht auch eine Kugelamphore von Frenz in der Bernburger Sammlung, bei deren Halsverzierung die Rauten so eingedrückt sind, dass die ausgesparten Bänder wie ein erhaben aufliegendes Gitter aussehen. Diese Kugelamphore von Frenz ist jedenfalls das Exemplar, welches Götze in einer Zeichnung bei J. Schmidt gesehen, nachher aber vergeblich in der Sammlung zu Gross-Kühnau hat suchen lassen, und das er deshalb in seinem Aufsatz über die neolithischen Kugelamphoren als „unbekannt“ aufführt. Zeitschr. f. Ethnol. 1900 S. 161. Eine andere dort S. 160 als „unbekannt“ aufgeführte Kugelamphore im Museum zu Stendal stammt, wie ich festgestellt habe, aus Hindenburg in der Altmark.

² Genau wie das Muster c bei Götze, Neolithische Kugelamphoren, Zeitschr. f. Ethnol. 1900, S. 167.

selbst gemessen — etwa 70 cm. Der Aufbau des ganzen Grabes wurde noch deutlicher, als 2 Wochen später die Gemeinde Baalberge dazu schritt, die schwere Steinplatte im Dorfe als Bismarckstein aufzustellen. Nachdem unser Einschnitt bis zum Südrande des Hügels verlängert war, wurde der Stein, dessen Gewicht jetzt auf 60 Ctr. angegeben wird, durch Pferde aus dem Hügel herausgezogen, und es zeigten sich nun erst deutlich die Seitenstützen sowie der Verschluss des Grabes auf der südlichen Querseite: Das Grab war hier durch zwei dünne Platten von 3 cm Stärke zugesetzt, welche hintereinander standen und mit Thon verschmiert waren; hinter diesen waren dann die starken Steine angelegt, welche unter der Deckplatte hervorragten; dieselben waren mit kleineren Steinen verzwickt, sie hatten nicht zur Stütze gedient, sondern zum Verschluss, und es wurde klar, dass das Grab auch auf dieser Seite einen Eingang hatte. Ein besonderer Eingang für jede der beiden Grabkammern war auch an sich natürlich, da man kaum annehmen kann, dass von der Nordseite her, also durch das Loch der Zwischenwand ein Toter in die südliche Kammer geschoben worden sei.

Auch an den Längsseiten waren von aussen dicke Steine angelegt; erst nach Entfernung der Deckplatte konnten die Seitenstützen genauer betrachtet und gemessen werden. Es waren lange Platten mit geradlinigen Seiten, 22 und 37 cm dick; die westliche (rechts von unserem Eingang) war 2,05 m lang, vorn (am Nordende) 0,95 m hoch, hinten (am Südende) nur 0,60; sie war vorn tiefer in die Erde eingelassen, sodass die Deckplatte wagerecht lag. Eine ähnliche Trapezform hatte die östliche (linke) Seitenstütze, sie war 1,90 m lang, vorn 1,05 m hoch, hinten 0,85. Diese Sandsteinplatte zeigte aber noch eine besondere und merkwürdige Bearbeitung: es war ihr nämlich auf der Innenseite eine 3 cm hohe Platte von 1,10 m Länge und 0,60 m Breite aufgehauen, indem ringsherum die Fläche des Steines entsprechend vertieft war und zwar geradlinig und winkelrecht, sodass die aufgehauene Platte ein Rechteck bildete. Die Spuren der Behauung waren auf diesem Steine bemerkbar, indem die Fläche überall ganz feine Vertiefungen oder Punkte aufwies, die Kanten der Platte waren nicht scharf, sondern etwas abgerundet. Der Zweck dieser Arbeit war nicht ersichtlich.

Es ist noch zu erwähnen, dass keine Spur von Metall in diesen beiden Kammern, auch nicht in der Umgebung des Steinplattengrabes gefunden ist; auffällig war uns, dass auch kein Steinbeil oder Steinhammer trotz alles Suchens zum Vorschein gekommen ist. Nur der

obere Teil eines Meissels von Feuerstein¹ ist in der ersten Grabkammer angetroffen; dieses vierkantige Werkzeug hat rechteckigen Durchschnitt, sowohl in der Länge wie in der Breite, ist 2 cm breit, 1,20 cm dick und allseitig geschliffen; das Bruchstück ist 4,6 cm lang, vermuthlich kaum $\frac{1}{3}$ der ursprünglichen Länge, der grössere Teil mit der Schneide fehlt. Da dieses Bruchstück keinesfalls als Mitgabe für den Toten angesehen werden kann, dürfen wir dasselbe als abgesprungenen Teil des Werkzeuges ansehen, mit welchem die seitliche Steinplatte in so eigentümlicher Weise behauen worden ist. Diesen Schmalmeissel hat unser Steinplattengrab mit den Steinkammergräbern und megalithischen Bauten der Altmark gemein; man vergleiche Krause und Schötensack in Zeitschr. f. Ethn. 1893 S. 147 und 154, Taf. XI. Fig. 86/88 und 140/147; auch mit anderen nordischen Hünengräbern, vgl. Beltz, Jahrb. f. mekl. Gesch. 63 S. 40.

Unter diesem Grabe war nichts mehr zu finden. Die Berechnung ergab, dass die Bodenplatte nur 30 cm über der Grundfläche des Hügels lag, dennoch wurden noch Einstiche in den Boden getrieben, welche sehr bald auf den Kies stiessen, der hier überall unter der Humusschicht ansteht. Da sich derselbe Umstand nachher auch bei dem tiefsten Steinplattengrabe in der Mitte des Hügels herausstellte, erkannten wir, dass diese beiden Gräber auf der ursprünglichen Bodenfläche errichtet waren, und dass unsere Messung am Profil des Hügels demselben ca. 40 cm zuviel gegeben hatte. Unsere Messung war zwar richtig, aber der Boden rings um den Hügel, bis zu welchem wir gemessen, ist seit alter Zeit vertieft, wahrscheinlich ist ihm die schwarze Erde entnommen, aus welcher der Hügel errichtet ist; einige weissliche Schichtungsstreifen im Hügel beweisen, dass die Erbauer desselben beim Abheben der Erde stellenweise bis auf die Kiessandschicht gegangen waren und einigen Abhub aus dieser Schicht mit auf den Hügel gebracht hatten. Es wurden auch Überlieferungen und Erinnerungen mitgeteilt, dass in früherer Zeit ein nasser Graben den Hügel umgeben habe, was an sich sehr glaubhaft ist. Diese Vertiefung ist allmählich durch die ausdauernden Bemühungen des Landmanns

¹ Da von beachtenswerter Seite die Qualität des Gesteins bezweifelt wurde, ist das Stück auf meine Bitte Herrn Geh. Reg.-Rath Professor von Fritsch in Halle übersandt worden, welcher die Güte hatte folgende wertvolle Auskunft zu erteilen: „Das Material ist eine Abänderung des Kreide-Feuersteines der Ostseeländer, der sogar einige Versteinerungen enthält, zwar so wenig vollkommene Reste, dass die Arten sich nicht bestimmen lassen, aber doch für das ganze Vorkommen bezeichnend.“

wieder mit Humus so weit ausgefüllt, dass sie sich zum Getreidebau eignet — so weiss der jetzige Besitzer des angrenzenden Feldes, dass sein Grossvater von der Hinterseite (Nordseite) des Berges einen grossen Teil abgetragen habe —, aber die Humusschicht ist noch immer dünn und erreicht die ursprüngliche Höhe nicht; darum ist nicht das umliegende Feld, sondern der grasbewachsene Fuss des Berges als Niveau der ursprünglichen Bodenfläche anzusehen.

Im mittleren Einschnitt war mit der Bodenplatte der bronzezeitlichen Gräbergruppe erst eine Tiefe von 3,20 bzw. 3,40 m erreicht; es war also bis zum Grunde des Hügels nach unserer Rechnung noch eine Schicht von 2,55 bzw. 2,35 m zu untersuchen, in Wirklichkeit waren es nur 2,10 m. Die dünne Platte von feinkörnigem Roggenstein, auf dem die Dolche gelegen hatten, steckte noch zum Teil in der Erdwand, sodass man bequem von dieser nach unten messen konnte; ebenso blieben die langen Platten der beiden Parallelgräber mit ihrem hinteren Teile in der Erdwand fest, sodass sie später bei fortschreitender Vertiefung des Bodens aus der Erdwand in die Luft hinausragten. 1,70 m unter der Oberkante der Dolchplatte traf man auf die grosse Deckplatte des untersten Grabes (C) in der Mitte des Hügels. Da das Grab mit den Dolchen nur 50 cm Höhe hatte und auf die Deck- und Bodenplatten nebst der Eichenbohle nicht mehr als 10—20 cm zu rechnen sind, so befand sich dies unterste Grab also 1 m unter dem Dolchgrabe und zwar in kreuzender Richtung: das obere hatte die Richtung unseres Einschnitts, ungefähr von Süden nach Norden, das untere hatte seine Längenausdehnung von Westen nach Osten und reichte mit seiner östlichen Hälfte in die Erdwand, die wir des trigonometrischen Steines wegen stehen lassen mussten.

Das Grab war also nicht frei zu legen, und um hinein zu gelangen, blieb nichts übrig, als eine Ecke der grossen Deckplatte mit schwerem Schmiedehammer abzuschlagen. — Als die Erde vorsichtig herausgenommen wurde, zeigte sich, dass gerade dies Grab sehr regelmässig hergestellt war, die Wände waren durch senkrechte Platten von 25 cm Stärke hergestellt und bildeten ein gutes Rechteck von 1,50 m Länge, 0,80 m Breite im Lichten; die innere Höhe betrug 0,80 m. Die Deckplatte war 30 cm stark, sie war ebenfalls rechteckig und ragte vorn in der Länge 50 cm über das Grab hervor, auf beiden Seiten noch etwas mehr, sodass ihre Länge auf 3 m, ihre Breite auf mindestens 2,30 m angesetzt werden muss; die Platte war wieder ziemlich geradlinig, ohne dass man Spuren einer Behauung mit Sicherheit feststellen

konnte. Die Regelmässigkeit dieser Kammer und die Ebenheit ihrer Wände brachte mich nach meiner Abreise auf den Gedanken, dass vielleicht Verzierungen oder Zeichen eingeritzt oder angemalt sein könnten, wie bei dem Merseburger, dem Nietleber und dem Züscherer Steinplattengrabe; ich bat deshalb brieflich Herrn Kälber, die Kammer darauf hin einmal mit Licht zu untersuchen; Herr Kälber hat die Untersuchung ausgeführt, von Verzierungen oder Einritzungen ist nichts entdeckt worden.

Der Boden dieses Grabes war nicht durch eine Steinplatte, sondern durch festgestampfte Thonerde gebildet, welche sich sehr deutlich von der lockeren schwarzen Erde unterschied, die das Grab ausfüllte. Nach sorgfältiger Messung lag dieser Boden 5,30 m unter dem Plateau des Hügels, die senkrechten Seitenplatten reichten noch tiefer hinab; es wurde auch hier mit der Erdsonde noch der Boden durchstochen und sofort der kieshaltige Sand erreicht, welcher im Umkreis des Hügels und in der ganzen Gegend den Untergrund des schwarzen Humusbodens bildet; das Grab war also auf der ursprünglichen Bodenfläche errichtet.

Dieses Grab ist nach seiner Lage der Kern und Mittelpunkt des jetzigen Hügels, und die Bestattung hat Anspruch, für die älteste des Hügels angesehen zu werden; danach müssen auch die Gefässe beurteilt werden, die dies Grab enthielt.

Die beiden Gefässe, welche neben einigen Skelettresten aus diesem Grabe gehoben wurden, brachten uns eine Überraschung; nicht schnurverzierte Gefässe oder sonstige den früheren Perioden der Steinzeit zugewiesene Töpfe kamen zum Vorschein, sondern zwei Henkeltöpfe, die als steinzeitliche Gefässe mir bisher noch nicht bekannt waren; der kleinere Topf von 7,5 cm Höhe (Fig. 10) ist sogar sehr ähnlich solchen, die in Urnenfeldern, auch mit Hausurnen zusammen, gefunden und von mir als Milchtöpfchen bezeichnet sind. Die beiden Gefässe wurden auch sofort von den Beschauern als Kaffeekanne und Milchtopf klassifiziert. Um das Ungewöhnliche zu vermehren, kam hinzu, dass die Kanne eine Tülle zu haben schien; denn an passender Stelle zeigte der Rand einen bogenförmigen Ausschnitt und der Thon war um denselben wie eine hängende Lippe nach vorn gedrückt. Bei Ausleerung des Gefässes und Waschen desselben bemerkte ich aber, dass der Thon ebenso auch nach innen gedrückt war und dort ebenfalls einen Wulst bildete, der für das Ausgiessen von Flüssigkeit nur hinderlich sein konnte; eine Tülle schien also nicht beabsichtigt, die Eindrückung des Randes nur zufällig. Die Kanne (Fig. 9) ist 16 cm

hoch, hat cylindrischen Hals, einen gewölbt ausspringenden Bauch, scharfen Umbruch, der ziemlich hoch liegt, und dann Verjüngung bis zur schmalen Stehfläche; der Thon ist schwärzlich, die Oberfläche ziemlich glatt, Verzierungen fehlen. Von der Mitte des Halses bis zur Mitte des Oberkörpers reicht ein breiter, stumpfwinklig geknickter Henkel. Das Gefäss ist bisher unbekannt. Der breite und flache Henkel ist das einzige, was an Bernburger Typus erinnerte, doch haben die dortigen Henkel nicht die geknickte Form.

Henkeltöpfe sind zwar schon mehrfach aus der Steinzeit vorgekommen: Berührung mit der Schnurkeramik zeigte z. B. ein Topf von Alt-Ranstedt mit horizontalen und vertikalen Schnureindrücken,¹ ein anderer aus einem Hügelgrabe bei Thale mit geschnittenen Linien um den Hals und kurzen senkrechten Kerben ringsherum auf der Schulter,² ein dritter: ein kleiner Henkeltopf mit Kerbschnitten aus einem Grabe mit grossen Amphoren und facettiertem Steinhammer bei Burgscheidungen³; aber alle diese zeigen keine Ähnlichkeit mit unserer Kanne, ebensowenig die beiden Henkelkannen von Rössen, die nun dem Rössener Typus zugerechnet werden.⁴ Grössere Verwandtschaft scheint ein Gefäss zu haben, das bei Münster gefunden und in dem Werke von Lindenschmit sowie in der Gefässkunde von Koenen abgebildet ist⁵; dasselbe ist zwar mit geschnittenen Linien verziert, hat aber in der Form grosse Ähnlichkeit mit unserer Kanne, der Bauch ist ähnlich umgebrochen und der Henkel hat dieselben Ansatzstellen, ja, was noch auffälliger ist, jene Münstersche Kanne hat an derselben Stelle wie die unsrige, nämlich einen Viertelbogen links vom Henkel entfernt, einen bogenförmigen Ausschnitt im Rande — also doch nichts Zufälliges? also doch eine Tülle? Eine ähnliche Kanne mit ähnlichen Verzierungen wie die der Kanne von Münster bildet J. Mestorf ab⁶; bei diesem Gefäss, das aus Schleswig-Holstein stammt, ist der Henkel breit, wenn auch nicht ganz so geformt wie bei unserer und mit

¹ Jul. Schmidt, Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum zu Halle I 1894 S. 39, mit Abb.

² Th. Nolte, Zeitschr. des Harzvereins 1896 S. 299, mit Abb.

³ H. Grössler, Mitteilungen aus dem Prov.-Museum zu Halle II 1900 S. 77, Taf. IV Fig. 24.

⁴ A. Götze, Verhandl. der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1900 S. 245, Fig. I Nr. 12.

⁵ L. Lindenschmit, Heidnische Vorzeit 1858 Bd. I Heft 3, Taf. 4 Fig. 2. — C. Koenen, Gefässkunde 1895, Taf. II Fig. 2.

⁶ J. Mestorf, Vorgesch. Altertümer aus Schleswig-Holstein, Fig. 135.

Linien und Stichen verziert.¹ Nach den Verzierungen, welche diese beiden Kannen tragen, sind sie zu der Keramik der norddeutschen Megalithgräber zu rechnen, wenn auch genaue Nachrichten über ihre Auffindung fehlen. Mit dieser Keramik also scheint unsere Kanne in Verwandtschaft zu stehen, wenn ihr auch das charakteristische Merkmal, nämlich die tief eingeschnittenen und eingestochenen Verzierungen, fehlen; in dieser Beziehung scheint sie also doch auf dem Boden des Bernburger Typus zu stehen, der ja auch die Gefässformen der norddeutschen Megalithgräber aufweist, die Verzierungen aber theils sehr verflacht, theils ganz weglass. In dieser Kombination wurde ich bestärkt, als ich nach mehreren vergeblichen Anfragen im Gebiete der norddeutschen Megalithgräber aus Halle die Nachricht erhielt, dass dort drei ähnlich geformte Kannen stehen, die zusammen mit der schon mehrfach veröffentlichten Trommel in einem Hügelgrabe der Opperschöner Mark zwischen Spickendorf und Niemberg im Saalkreise 1858 gefunden worden sind.² Die Henkel sind zwar bei diesen Kannen nicht geknickt und setzen am Mundrande des Gefässes an, im übrigen zeigen die Gefässe dieselbe Form wie das unsere, das grösste (21,5 cm) hat als Ornament senkrechte Striche auf dem Oberkörper, 7 Gruppen von je 9 Strichen, und bekundet dadurch noch ausdrücklich seine Verwandtschaft mit dem norddeutsch-dänischen Halskrüge, der, abgesehen von der Henkelbildung, dieselbe Form hat wie unsere Kannen und regelmässig jene senkrechten Strichgruppen auf dem Oberkörper³; durch diese Verwandtschaft und die senkrechten Strichgruppenornamente

¹ Auf eine ähnliche Kanne mit Linien- und Punktverzierungen, die in Böhmen bei Vrbčany gefunden ist (Pič, Čechy prehistorické I, Prag 1899, taf. XXXVI, 19), hat mich auf meine Anfrage Herr Dr. Reinecke in Mainz gütigst aufmerksam gemacht.

² Für die gütige und ausführliche Nachricht sowie für die photographische Abbildung (Fig. 13) sage ich dem Direktor des Museums Herrn Major a. D. Dr. Förtsch verbindlichen Dank. Die Trommel ist veröffentlicht von Reischel, die Begräbnisstätte von Hornsömmern, in Vorgesch. Altert. der Provinz Sachsen H. IX S. 6 und bei Krause und Schötensack, Die megalith. Gräber der Altmark, Zeitschr. f. Ethnol. 1893 S. 166, Taf. XIII Fig. 5. Die Kanne muss in Zukunft unter die Gefässformen des Bernburger Typus mit aufgenommen werden.

³ Abgebildet bei Sophus Müller, Nordische Altertumskunde 1897 S. 67; Petersen, Archiv für Anthropologie Bd. XV 1884 S. 151, Fig. 30; Beltz, Steinzeitliche Funde in Mecklenburg, Jahrb. f. mecklenb. Gesch. 63, S. 79; Walter, Die steinzeitlichen Gefässe des Stettiner Museums, Taf. I Fig. 5. Dieser Halskrug ist zusammen mit einer Kugelamphora gefunden in der Steinkammer von Labömitz auf der Insel Usedom.

wird aber wieder die zeitliche Nahestellung unserer Kanne mit den Kugelamphoren erwiesen. Die zweite Kanne von Opperschöner Mark (20 cm) hat keine Strichverzierung, aber unterhalb des Henkels zu beiden Seiten je ein Knöpfchen oder Zapfen, eine Verzierung, die im Bernburger Typus häufig ist; auch zu beiden Seiten des Henkels an tassenförmigen Gefässen, aber meist an der oberen Ansatzstelle des Henkels; an der Kugelamphora finden sich diese Knöpfchen nicht, wohl aber an ihrem Begleitgefässe, der offenen Amphora und deren Begleitern¹; bekannt sind sie auch in der Bandkeramik und im Rössener Typus; vielfach mögen sie praktischen Zwecken gedient haben, nämlich zum Halten eines Gurtbandes, an dem eine Tragschnur befestigt war, oder auch die Schnuren zur Spannung der Membrane an den Trommeln des Bernburger Typus; so besitzt auch die in Opperschöner Mark gefundene Trommel 4 Zapfen von gleicher Form wie die beiden an der Kanne. Die dritte Kanne dieses Fundes ist kleiner als die zweite (12,50 cm) und ohne Zapfen, sonst von gleicher Form. Durch die mitgefundene Trommel sind diese 3 Kannen als Zeitgenossen des Bernburger Typus erwiesen. Auch für den Begleiter unserer Kanne, den kleinen Milchtopf (Fig. 8), findet sich eine Parallele im Hallischen Museum und zwar aus Wettin an der Saale. Da auch dieser Topf mit bekannten Gefässen des Bernburger Typus zusammen gefunden ist, so ist nicht mehr daran zu zweifeln, dass Kanne und Topf unseres mittleren Steinplattengraves dem Bernburger Typus oder wenigstens seinen Begleitgefässen zugehören.²

¹ Z. B. an der offenen Amphora von Köben in Schlesien, Brunner, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1899, S. 82, Fig. 2; und an zwei becherartigen Gefässen, die in Welbsleben zusammen mit einer offenen Amphora gefunden sind, vergl. Lehmann, Beiträge zur Untersuchung etc. 1789, Tab. I, Fig. 4 u. 6 (ersteres befindet sich in Wernigerode).

² Mit Rücksicht darauf, dass die Gefässe des Bernburger Typus die grösste Verwandtschaft mit denen der norddeutschen Megalithkeramik zeigen, sei darauf aufmerksam gemacht, dass auch im Kreise der letzteren sich eine ähnliche Form wie unser kleiner Henkeltopf nachweisen lässt, nämlich ein Topf aus der kleinen Steinkammer von Blengow in Mecklenburg, welche im übrigen auch Gefässe mit Tiefstich besitzt; abgebildet bei Beltz, Neue steinzeitliche Funde in Mecklenburg (Jahrb. 66) S. 128. — Die eigentümliche Bildung des Henkels an unserer Kanne: aussen stumpfwinklig geknickt, auf der Innenseite elliptisch, findet sich wieder an einer stichverzierten Kanne von Kaaso, Kr. Guben (Einzelfund), die sich sonst durch ihre breite, plumpe Form von der unsrigen sehr unterscheidet, abgebildet bei Jentsch, Steinzeitliche Funde der Niederlausitz in Niederlaus. Mitteilungen, Bd. VI S. 56.

So merkwürdig der Inhalt dieses centralen Grabes auch war, eine grössere Überraschung brachte uns die vierte Grabsetzung (D), die wir in diesem Hügel fanden. Herr Grünewald hatte es sich tagelang angelegen sein lassen, mit 3 Erdsonden von 2, 3 und 4,50 m Länge planmässig den Abhang des Hügels zu untersuchen; es waren öfter Steine angetroffen, hauptsächlich im untersten Teile des Abhangs, aber die Nachgrabung hatte immer nur ordnungslose Steingruppen, aus sogenannten Kieseln bestehend, ergeben, die auch nicht etwa als Teile eines Steinkranzes angesehen werden konnten. Da traf er am 21. Juni am westlichen Abhang des Hügels, etwa in der Mitte der Höhe, auf eine Steinkiste, die nahe unter der Oberfläche lag und leicht zu öffnen war. Die Decke lag 2,50 m tiefer als die Spitze des Hügels und 0,50 m unter der Oberfläche des Abhangs, sie bestand aus zwei Platten von 7 und 5 cm Stärke, die Wände aus ebenen Platten von 7, 8 und 5 cm Stärke und geradlinigem Rande; sie waren fast rechteckig zusammengestellt wie die Wände eines Kastens; die Länge betrug im Lichten 1,05, die Breite südlich 0,70, nördlich 0,60, die Tiefe 0,50 m. Die Platten, auch die des Bodens, bestanden aus Roggenstein. Der Grabbehälter war viel kleiner, leichter und zierlicher als die grossen Behälter der Tiefe; mit schweren Steinen hatte man sich nicht gequält; der leichte Aufbau und die kastenähnliche, sorgfältige Zusammenstellung der dünnen Platten erinnerte an das Grab, das im Jahre 1880 am Windmühlenberg von Ilbersdorf, 7 Kilometer südlich von unserer Fundstelle und gleichfalls östlich der Fuhne, aufgedeckt worden ist, wie Herr Gutsbesitzer Eckstein, der Entdecker und Besitzer des Ilbersdorfer Grabes, der am 21. Juni in Baalberge zugegen war, ausdrücklich bemerkte, und auch der veröffentlichte Grundriss beweist.¹ Im Grabe fand man ein Skelett, das in Hockerstellung auf der rechten Seite lag mit dem Kopf nach Süden, dem Gesicht nach Osten; ein platter Stein diente dem Kopf als Unterlage. Vor dem Gesicht an der Ostseite des Grabes stand ein Gefäss, ein anderes vor den Füßen in der Nordostecke; die Gefässe enthielten feine Erde, aber in der Erde des erstgenannten fand sich noch ein ziemlich grosses Feuersteinmesser. Dieses erste Gefäss war ein Topf von 15,5 cm Höhe (Fig. 11) mit zwei gegenüberstehenden kleinen Henkeln am eingebogenen Halse; verziert durch drei Reihen etwas schräg gestellter kurzer Striche, wegen seiner Form von den Zuschauern als Mustopf bezeichnet; das andere in der

¹ Vergl. den Bericht von Eckstein und Erfurth in Vorgesch. Altert. d. Prov. Sachsen H. IX S. 15–18 nebst Abb.

Ecke stehende war — ein Schnurenbecher (Fig. 12), ein echter, nicht etwa entarteter Schnurenbecher von 10,8 cm Höhe, um dessen Oberteil 12 Schnureindrücke, meist in Gruppen von zwei, herumgeführt waren, an mehreren Stellen konnte man den Ansatz der Schnur erkennen. Auch die Form des erstgenannten Topfes lässt sich innerhalb der Schnurkeramik nachweisen, z. B. bei Götze, Gefässformen etc. 1891 Taf. I Fig. 24.

Dass dieser Fund von grosser Bedeutung für die Chronologie der steinzeitlichen Keramik sein musste, war sofort klar. Der Ansicht, dass die Schnurkeramik die älteste Stufe der in Mitteldeutschland vorkommenden Gefässtypen darstelle, hatte ich sowohl in der Aufstellung des hiesigen Museums, wie noch vor Jahresfrist in einem Aufsatz über die früheste Besiedelung der Provinz Sachsen Ausdruck gegeben,¹ und gegenüber dem Bedenken, welche durch die Beobachtungen in Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Böhmen hervorgerufen wurden, glaubte ich, dass für unsere Gegend das Thüringische Schema noch zutreffend sei.² Nun erschien hier diese frühe Keramik neben Gräbern und Thongefässen, die ihrer Lage nach älter sein müssen. Denn der Hügel muss an dieser seitlichen Stelle schon 2,85 m hoch gewesen sein, als das Grab mit dem Schnurbecher errichtet wurde; das setzt voraus, dass er in der Mitte etwa 4 m hoch war und dass er auch schon das östliche Steinplattengrab (B) bedeckt hat. Denn die Möglichkeit ist ausgeschlossen, dass dieses Grab erst nachträglich in den Hügel hinein vertieft sein sollte, dem widerspricht die Schwere der Platte (60 Ctr.), und der ganze Aufbau, namentlich die von aussen schräg angelegten schweren Steine, welche die Seitenwände zu stützen hatten und die künstlich hergestellte trapezförmige Form dieser Seitenwände, welche nur dadurch motiviert wird, dass man den Deckstein von der Südseite her hat hinaufschieben wollen. Auch die Analogie der sonst bekannten grossen Steinkammern spricht dagegen, da diese immer auf dem natürlichen Boden errichtet und dann mit Erde umschüttet sind,³ nur Kisten von dünnen Platten aus der Übergangs- oder aus der Bronzezeit, sind in den Boden vertieft; derartige Platten würden nicht imstande sein, sich freistehend aufrecht zu halten. Demnach ist der Hocker mit dem Schnurenbecher später bestattet als

¹ In dem Werke: Die Provinz Sachsen in Wort und Bild, herausgegeben von dem Pestalozziverein der Prov. Sachsen, Berlin, Jul. Klinkhardt 1900 S. 47—64.

² Götze, Zeitschr. f. Ethnol. 1892 Verh. S. 184. 1900 Verh. S. 266 ff.

³ Vgl. Mestorf, Zeitschr. f. Ethnol. 1889 S. 468; Beltz, Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg S. 81. Krause und Schötensack, Die megalithischen Gräber der Altmark, Zeitschr. f. Ethnol. 1993. S. 118 und 119.

der Tote mit den beiden Kugelamphoren und der mit dem Bernburger Seidel, selbstverständlich auch später als der in der Mittelkammer auf dem Urboden ruhende mit Kanne und Milchtopf.

Der äussere Anschein sprach sogar dafür, dass dies Grab später angelegt sei als das Gräbersystem in der Mitte des Hügels (A), das wir der frühesten Bronzezeit zuschreiben müssen; denn der Hügel muss bei Anlegung des schnurkeramischen Grabes eine Höhe gehabt haben, welche über die Höhe jener bronzezeitlichen Plattengräber und über die Fundstelle der Dolche hinausging. Das war mein erster Eindruck von der Sachlage; aber in der Erwägung, dass eine solche Reihenfolge der Gräber im Widerspruch stehen würde mit den bisherigen Beobachtungen über das Alter und die Begleitumstände der Schnurkeramik in Deutschland, musste ich die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass die bronzezeitlichen Gräber erst nachträglich in den Hügel vertieft worden seien. Gerade in der älteren Bronzezeit begegnet uns oft die Sitte, dass Steinkisten in ausgehobenen Gruben angelegt sind, und auch unsere 3 bis 4 Gräber machten den Eindruck, dass sie in den Boden eingelassen sein müssen, da die Platten der Seitenwände grösstenteils so dünn waren (7 cm), dass sie selbständig nicht hätten stehen können. Deutlich zeigte sich dies an dem Grabe unter den Dolchen, denn hier war an der südlichen Querseite durch Einschlagen eichener Pfähle die Steinplatte nach der Innenseite gestützt, damit sie nicht in das Grab hinein umfallen sollte, vor einem Umfallen nach aussen war sie nicht gestützt, gewiss doch deshalb, weil hier die Erde, in welche man das Grab vertieft hatte, die nötige Stütze bildete. Auch die beiden langen von Ost nach West gerichteten Kisten waren teilweise durch eingesetzte Steinplatten verengt, die keinen anderen Zweck haben konnten, als die dünnen Steinplatten von innen her zu stützen. So lange die Möglichkeit vorhanden ist, dass diese Gräber erst später in den Hügel hinein vertieft sind, ist man jedenfalls nicht berechtigt, aus der Höhenlage der beiden Fundstellen eine den bisherigen Beobachtungen so sehr widersprechende Schlussfolgerung zu ziehen wie die, dass die Bronzedolche gleichzeitig oder gar früher als der Schnurbecher in die Erde gekommen seien.¹ Sind die bronz-

¹ Zweifel sind doch nicht ganz ausgeschlossen, ob die bisherigen Ansetzungen der Schnurkeramik endgültig sind; namentlich wenn man daran denkt, dass in England schnurverzierte Gefässe vorkommen, die zweifellos der frühen Bronzezeit, (Stufe der Aunétitzer Hocker) einzureihen sind. (Reinecke, Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland, Westdeutsche Zeitschr. XIX. S. 226, auch

zeitlichen Grabsetzungen in der Mitte später in den Hügel gebracht, als das schnurkeramische Plattengrab auf der Westseite, so wird man annehmen müssen, dass letzteres seiner Zeit absichtlich an das Ende des damals länglichen Hügels gesetzt worden ist, entsprechend einer Sitte, die in Mecklenburg bei länglichen Hügeln regelmässig beobachtet worden ist;¹ möglich wäre aber auch, dass vorher in der Mitte des Hügels ein älteres Grab gewesen ist, durch welches die seitliche Lage des Grabes (D) veranlasst wurde, und dass dieses dann bei Anlegung der bronzezeitlichen Gräber (A) zerstört worden ist. Die Annahme eines älteren zerstörten Grabes würde auch am besten die Herkunft von zwei Scherben erklären, welche Herr Kälber bei der Arbeit an dem untersten Mittelgrabe aufgehoben hat, ohne mit Sicherheit feststellen zu können, ob sie mit der oberen Erde herabgerutscht, oder ob sie aus dem untersten Steinplattengrabe herausgebracht waren. Letzteres ist weniger glaublich, da in keiner der wohlverschlossenen Grabkammern unseres Hügels lose Scherben, sondern immer nur ganze Gefässe gefunden sind. Von den beiden Scherben zeigt die eine Schnurenverzierung, die andere Tupfenleiste.

Nachdem schon Herr Grünewald und nachher auf meine besondere Bitte Herr Kälber durch sorgfältige Bohrungen sich überzeugt hatten, dass unter dem schnurkeramischen Grabe kein anderes Grab stand, muss jeder Zweifel daran schwinden, dass dieses Grab auf dem Abhang oder dem Ende des Hügels angelegt war, der die beiden auf dem Urboden errichteten grossen Steinplattengräber deckte, und dass sein Inhalt also jünger war als der Inhalt dieser grossen Gräber. Da wir uns mit unseren Ansichten den Thatsachen zu fügen haben, so war es

Koenen, Gefässkunde 1895 S. 26.) Unsere chronologischen Bestimmungen sind noch sehr im Fluss; die Nachrichten über Bronze in schnurkeramischen Gräbern mehren sich. Sehr auffällig war mir die im Bernburger Museum beobachtete Thatsache, dass in einer ansehnlichen Steinkammer von Weddegast bei Bernburg neben 3 Amphoren des schnurkeramischen Typus ein grosser Schuhleistenkeil und die übliche flache Hacke, wie sie sonst die Bandkeramik begleiten, gefunden worden sind, und zwar sind dem Schuhleistenkeil Facetten angeschliffen. Will man nicht annehmen, dass dieser Keil von Weddegast der Vorgänger und Urtypus aller glatt gewölbten Keile gewesen sei, die von Portugal bis Siebenbürgen zahlreich und immer gleichartig auftreten, so wird man sich doch zu der Auffassung verstehen müssen, dass hier eine rein lokale Abänderung des bekannten Typus vorliegt, und dass dieser mit Schnurkeramik verbundene facettierte Schuhleistenkeil (logisch) jünger sein muss als der mit der Bandkeramik von Süden her verbreitete abgerundet geschliffene Schuhleistenkeil.

¹ Vgl. Beltz, Die steinzeitl. Fundstellen in Mecklenburg, S. 81.

für mich entschieden, dass auch in unserer Gegend die Schnurkeramik jünger ist als die Kugelamphora und der ihr gleichzeitige Bernburger Typus; wie ihr für Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Böhmen von namhaften Forschern ebenfalls eine spätere Stellung in der Steinzeit zugewiesen wird.¹ Ich hatte deshalb Veranlassung, noch einmal die Gründe zu prüfen, die bisher für das höhere Alter der Schnurkeramik geltend gemacht sind und fand, dass der einzige thatsächliche Beweis, der für diese Annahme angeführt wird, sich gerade auf unsere Gegend bezieht: Götze beruft sich auf die Verhältnisse des Latdorfer Hügels, über welchen leider genauere Berichte mit Grund- und Aufriss und Massangaben fehlen, dort sei die Schnurkeramik in der ersten, der Bernburger Typus in der zweiten Schicht angetroffen.²

Wenn die Verhältnisse des Latdorfer Hügels so lägen, wie sie Götze auf Grund verschiedener Nachrichten und namentlich mehrerer Notizen von Klopffleisch aufgefasst hat, nämlich dass in den untersten Schichten Hockerskelette mit schnurkeramischen Gefässen, in der zweiten, jüngeren, peripherischen Schicht der Steinwall oder die „Steinrotunden“ mit Skeletten und Gefässen des Bernburger Typus gefunden seien, so würde der Fall vorliegen, dass die beiden Hügel, die nur eine Stunde von einander entfernt sind, sich widersprächen, und wir ständen vor einem non liquet. Nun versicherten mir aber Augenzeugen der Latdorfer Ausgrabung von 1880, dass die Verhältnisse nicht so gelegen haben, und ich entschloss mich, genaue Erkundigungen über dieses Thema einzuziehen.

Die Herren, die mit Interesse und Verständnis der Ausgrabung von 1880 beigewohnt haben,³ wissen ganz bestimmt, dass zu unterst

¹ Schumann, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1898 S. 89. Kultur Pommerns S. 16. Beltz, Steinzeitl. Funde in Mecklenb. (Jahrg. 63) S. 88, 85, 81. Steinzeitl. Fundstellen in Mecklenb. (Jahrg. 64) S. 90. Mestorf, Zeitschr. f. Ethnol. 1889 Verh. S. 471. Brunner, Steinzeitl. Keramik in Brandenburg S. 46 ff. Pič, Čechy predhistorické I 1899 S. 103.

² Reinecke, Westdeutsche Zeitschr. XIX III S. 247 hält den Beweis für nicht ausreichend, sondern erklärt: „Welches das zeitliche Verhältnis dieser Gruppe (Kugelamphoren und Bernburger Typus) zu den übrigen ist, entzieht sich gänzlich unserer Kenntnis.“

³ Mündliche und schriftliche Mitteilungen sowie Zeichnungen, Grundrisse und Durchschnitte verdanke ich der Güte der Herren San.-Rat Dr. Würzler und O. Merkel; letzterer hat sich bei jener Ausgrabung durch tägliche Beteiligung, durch Erhaltung des einen Hockers, Überführung, Zusammensetzung und Zeichnung

im westlichen Teil des Hügels nahe der Mitte, nur wenig über der ursprünglichen Bodenfläche, zwei Bestattungen freigelegt worden sind, die eine in einem Steinplattenbau, der am 20. August geöffnet wurde, die andere daneben in freier Erde, welche am 19. August aufgedeckt wurde. An die in freier Erde aufgedeckte Bestattung erinnern sich die Herren Merkel und Würzler noch sehr bestimmt. Das Skelett hatte die merkwürdige Länge von etwa 198 cm, es lag mit angezogenen Knien und hatte einen rohen Hammer (Rillenhammer), ein „sehr scharf geschliffenes Steinbeil“ und ein Messer (von Feuerstein), aber nichts von Gefässen bei sich.¹ Unter diesem grossen Skelett lag nach bestimmter Erinnerung des Herrn W. ein Kinderskelett, „Knabe von ca. 10 Jahren“, dabei eine Anzahl kreisrunder Muschelstücke von 1 cm Durchmesser, teils durchbohrt, teils nicht. Über den Inhalt des Steinplattenbaues, der mit besonders grossen Erwartungen geöffnet wurde (es waren dazu der Herzog von Anhalt und Virchow eingeladen — aber nicht gekommen), giebt Ludwigs an demselben Tage geschriebener Bericht Auskunft. Dieser „Centralpunkt“ enthielt ein „gut erhaltenes, fast riesenhaftes Skelett“ von genau 1,99 m Länge, die Beine waren gekreuzt unter dem Oberkörper zurückgeschlagen, der Kopf langschädlig. „Zur Seite des Skeletts befanden sich eine durchlöcherter Axt aus Feuerstein“ (NB. Serpentin), „ausserdem 2 Messer, ebenfalls aus Feuerstein, deren eines eine fast regelmässig rauhe Schneide zeigt, sodass es vermutlich als eine Art Feile oder Raspel gedient hat, 2 Urnen und endlich noch ein Becher. Der letztere enthielt etwa 12—15 Stück gleichförmige kleine perlmutterartige Muscheln, von denen sich nur vermuten lässt, dass sie (wie man es ja bei den meisten Völkern des frühen Altertums gehabt hat) als Münzen gedient haben und dem Toten gewissermassen als Reisegeld mitgegeben worden sind. Funde von derartigen Muscheln sind bei der Öffnung von Hünengräbern in Mitteldeutschland, soviel mir wenigstens bekannt, noch nicht gemacht

der Gefässe sehr verdient gemacht. Zu diesen Mitteilungen kamen die 6 Berichte, welche gleichzeitig mit der Ausgrabung vom 18.—27. August 1880 in der Saale-Zeitung veröffentlicht sind, dieselben sind nach der Überzeugung der Beteiligten von dem Gymnasiallehrer Ludwig verfasst.

¹ Dieselbe Bestattung hat San.-Rat Dr. Fränkel in den Mitt. f. Anhalt. Gesch. u. A. II 1880 S. 759 geschildert: „In der Tiefe am Boden ein zerfallenes Gerippe von ungewöhnlicher Länge (1,99 m) in hockender Stellung mit geschliffenem Steinbeil und Messer neben sich, ringsum kleinere ohne Beigaben“. Bei der am folgenden Tage vorgenommenen Öffnung des centralen Steinbaues ist F. jedenfalls nicht zugegen gewesen.

worden.“ Letztere Angabe kann nur von Klopfleisch herrühren,¹ und da man annehmen muss, dass auch die übrigen Angaben auf bester Erkundigung beruhen, ist es schwer, die Richtigkeit einer einzelnen Angabe in Frage zu ziehen. Dennoch glaube ich, dass man hinsichtlich der Muschelscheiben — falls solche nur einmal vorgekommen sind — der bestimmten Erinnerung der Herren W. und M. den Vorzug wird geben müssen, welche besagt, dass die Muschelscheiben bei dem Kinderskelett gefunden sind, zumal Ludwig von dem Kinderskelett nichts erwähnt, also bei der Aufdeckung desselben wahrscheinlich nicht zugegen gewesen ist. Bestätigt wird diese Annahme durch eine gütige Auskunft des Herrn Dr. Götze folgenden Wortlautes: „Nach dem Tagebuch Klopfleischs haben Perlmutter-scheibchen in einer „Urne“ gelegen, die neben einem kindlichen Hocker stand; andere Gefässe sind bei dieser Bestattung nicht erwähnt.“

Was nun die erwähnten Steinbeile anbetrifft, so sind in der Bernburger Sammlung 5 Stück aus dem Spitzen Hoch vorhanden: B 125 die durchbohrte Serpentinaxt mit abgerundetem Bahnende (vom zweiten Skelett); B 153 der Rillenhammer (vom ersten Skelett) und 3 Flintbeile oder -keile; B 126 ein flaches breites Beil, 9,8 cm lang, von niedrig rechteckigem Durchschnitt, sehr scharf, B 127: ein kleineres aber dickeres, mehr keilförmig von abgerundet rechteckigem Durchschnitt, auch sehr scharf, 9 cm lang, B 128: ein grösseres, 13,4 cm lang, von flach mandelförmigem Durchschnitt, stumpf und mit Scharten in der Schneide, auch die Seitenkanten sind nicht scharf, sondern uneben und schartig, die ganze Form unterscheidet sich im übrigen nicht erheblich von dem vorigen. Das erste oder das zweite Beil muss es gewesen sein, das dem Augenzeugen Herrn M. als sehr scharf in der Erinnerung geblieben war, Herr M. erklärt sich für das erste.

Diese unterste Bestattung ist eine für sich abgeschlossene Erscheinung, sie würde nach unseren jetzigen Begriffen Schicht I genannt werden müssen. Klopfleisch aber bezeichnete damals, wie ein Brief

¹ Übersehen hat der Urheber der obigen Bemerkung einen Fund ähnlicher Muschelscheiben in einem grossen Steinplattengrabe am Hohen Petersberge (bei Halle), der im November 1827 gemacht worden ist. Bei einem „gekürmten“ weiblichen Skelett fanden sich 250 Perlmutter-scheiben mit Löchern in der Mitte (30–36 Stück waren gut erhalten), 15 durchbohrte Schweine-zähne, 1 steinernes und gegen 20 Perlmutter-Amuletts und 8 Spiralrollen von „Kupfer“ (keine Gefässe). Einige dieser Scheiben habe ich noch in der Augustinschen Sammlung gesehen, sie waren von gleicher Grösse wie die Bernburger. Vgl. Kruse, D. Alterth. II H. 6 S. 97. Abb. Taf. III.

des verstorbenen Realgymnasialdirektors Fischer bekundet, die ganze neolithische Schicht als Schicht I, ähnlich wie Virchow in seiner Besprechung von 1884 auch nur zwei Hauptschichten, nämlich Gräber der neolithischen Zeit und Brandgräber mit Bronze und Lausitzer Typus unterscheidet.¹ Interessant ist es, dass in dieser untersten Schicht gerade die Axt- und Beilformen vorkommen, welche den megalithischen Gräbern der Altmark eigentümlich sind, nämlich die durchbohrte Axt mit scharfer Schneide und abgerundetem Bahnende (wie bei Krause und Schötensack, Z. Ethn. 1893 Taf. XI Fig. 9, 175 a u. b u. ä.) und das Flintbeil mit flach rechteckigem Durchschnitt (wie ebenda Taf. XI Fig. 35/42 a, 44/46 c, 35/42 d, 89/90 a u. v. a.).

In einer höheren Lage, also in einer zweiten Horizontalschicht (nach Klopffleischs Notizbuch² 80 cm über dem Urboden) traf man auf den grossen Begräbnisplatz, der mit einem Steinwall oder einer Steinschichtung umgeben war, jene sogenannte „Steinrotunde“, welche, durch Eichenbohlen in eine untere und eine höhere Abteilung geteilt, sehr viele Skelette (Kinder, Frauen und Männer), auch Zeugreste, viele durchbohrte Fuchs- und Hunde-Eckzähne und nur Scherben von einem Gefäss (des Bernburger Typus?) enthielt.³ Die Skelette zeigten die Wirkung des Feuers, ebenso die Bohlen und die Gewebe, aber doch waren letztere nicht verbrannt, sondern nur angekohlt, sodass sich die verschiedenen Arten der Webemuster unterscheiden liessen⁴; in der

¹ Verhandlungen der Berl. anthrop. Gesellsch. 1884 S. 402.

² Diese und die folgende Angabe aus Klopffleischs Notizbuche sind den Mitteilungen Götzes entnommen, die sich Zeitschr. f. Ethnol. 1900 Verhandl. S. 267 finden.

³ Ein altes Verzeichnis in der Bernburger Sammlung, welches die Gegenstände noch mit den ursprünglichen Nummern anführt, zählt von No. 107 bis 133 die „Reste einer Feuerbestattung“ auf, d. h. den Inhalt dieser Rotunde mit gebrannten Skeletten. Darunter ist kein Gefäss, sondern nur unter No. 108 „ornamentierte Scherben“. Ludwig (Saale-Zeitung), der sehr genau die Fundsachen aus diesem Massengrabe aufzählt, nennt nur „die Scherben einer Urne von eigentümlicher Gestalt.“ Die Herren M. und W. sind der Ansicht, dass in diesem Massengrabe keine Gefässe waren. In der Sammlung und im Katalog trägt kein Gefäss die Angabe, dass es aus dem Massengrabe stamme. Die meisten vorhandenen Gefässe des Bernb. Typ. (26 Stück) sind vielmehr in besonderen „Steinbauten“ gefunden, welche als Urnennest I, II, III auf den gleichzeitigen Etiketts und Zeichnungen unterschieden werden. Auch der Lederbeutel mit weichem Farbstoff und bronzenem Verschlussstück (nicht Blashornmundstück) ist in einer besonderen Steinkiste, nicht in der Rotunde, gefunden.

⁴ Künstliche Muster sind nach Zeichnungen Klopffleischs abgebildet in der Zeitschr. des Harzvereins 1896 S. 569. Reste von schlechtem Gewebe finden sich unter Glas und Rahmen in der Bernburger Sammlung.

Asche wurde eine grössere Zahl Bronzekügelchen gefunden, die durch Brand ihre ursprüngliche Form verloren hatten (?) (nach Ludwig „eine Anzahl Perlen aus Knochen, in geringer Menge auch aus Bronze“; nach Olshausens Ermittlungen 1891 waren nur 2 kleine Perlen aus Bronze, die übrigen nach einer Bestimmung von Fraas aus Gagat). Diese Rotunde befand sich nach den Augenzeugen in der östlichen Hälfte des Hügels nahe der Mitte, also nicht in der Peripherie oder in einem Anbau,¹ sie machte vielmehr den Eindruck, als sei dies der Kern, um den der Hügel ursprünglich angehäuft worden sei. Auch Klopffleisch hat notiert, dass die Hügeloberfläche über dieser Rotunde nur 80 cm niedriger war, als in der Mitte; das besagt bei einem Hügel von 6,60 m Höhe und 31 m Durchmesser eine sehr geringe Entfernung von der Mitte (schematisch berechnet 2 m).

Die einzelnen Hockerskelette nun, etwa 5 an der Zahl, bei denen sich die wenigen Gefässe der Schnurkeramik befunden haben, lagen (nach O. M.) bis auf eins in freier Erde; nur eins in einer Steinkiste, letztere nahe dem Rande (also ähnlich wie das schnurkeramische Grab D am Baalberge). Nur ein Hocker, der einzige, der erhalten ist, lag unten nahe dem Urboden, die anderen, soweit man sich ihrer Lage erinnern kann, lagen höher, in derselben Horizontalschicht wie die Sohle der grossen Rotunde und zwar zwischen dieser und dem Hügelrande eingebettet, und es machte den Eindruck, als sei zum Zweck der Bestattung „ein Teil des Hügels abgetragen und dann wieder angeschüttet.“ „Jedenfalls ist es fraglich, ob die Rotunde oder die Hocker älter sind; da jedoch erstere mehr im Centrum, letztere mehr in der Peripherie liegen, so scheint doch die grössere Wahrscheinlichkeit für meine frühere Angabe zu sprechen, dass die Rotunde älter als die Hocker sind.“²

Mit diesen Erinnerungen des Herrn Merkel stimmt überein, was Ludwig in seinen gleichzeitigen Berichten 1880 meldet: Der Hocker, bei welchem der Schnurbecher und ein „schöner Feuersteinkeil“ gefunden ist, lag von 4 Steinen umsetzt „unter und neben“ einer von Steinen eingefassten Bestattung der „entwickelteren Bronzeperiode“. Dieser Hocker kann also nicht tiefen Schichten angehört haben, denn

¹ „peripherisch gelegen“ nach Götze, Zeitschr. f. Ethn. 1900 S. 267; „in einem später angeschütteten Teile des Hügels“ nach Olshausen, ebenda 1891 S. 848.

² Auch Sanitätsrat Fränkel hat diese Hocker für später gehalten als die Skelette der Rotunde. Nach Schilderung jenes Massengrabes sagt er: „Von den späteren, etwas festeren Skeletten ist nur eins und dadurch erhalten, dass es gelang, dasselbe in Gips abzudrücken.“

die Gräber der entwickelteren Bronzezeit bildeten nach Klopffleisch die 3. und 4. Schicht des Hügels. Von der Amphora und dem unverzierten Becher schnurkeramischer Form wird überhaupt nicht gesagt, dass sie bei einem Skelett gefunden sind, L. nennt als am 19. August gefunden: „eine Urne, zwei Trinkgefässe (dabei auch eine sogenannte Amphora), einzelne Gerätschaften aus Feuerstein und besonders ein fast vollständiges Skelett.“ Er beschreibt darauf recht eingehend das Skelett — das erste der beiden untersten, das neben dem Steinplattenbau in freier Erde lag — ohne die Zugehörigkeit der Gefässe oder ihre etwaige Stellung bei dem Toten zu erwähnen. Nimmt man trotzdem die Zusammengehörigkeit an, so entsteht die Verlegenheit, welches das dritte Gefäss gewesen sein soll, da von den drei im Spitzten Hoch gefundenen schnurkeramischen Gefässen nur die Amphora und der unverzierte Becher zur Verfügung stehen. Ludwig hat Klopffleischs Bezeichnung „Amphora“ auf ein Trinkgefäss bezogen, und noch heute erscheint im Katalog der Bernburger Sammlung als einzige steinzeitliche Amphora aus dem Spitzten Hoch nicht jenes von Klopffleisch veröffentlichte Gefäss mit Schnur- und Kerbenverzierung;¹ diese in Trümmern liegende Amphora wird vielmehr unter B 109 als „Urne röthlich, dickwandig mit Schnur- und Schnittverzierung“ aufgeführt; als Amphora dagegen ist durch Etikett wie im Katalog unter B 110 eine unverzierte henkellose Vase mit bauchigem Unterteil und konisch aufsteigendem Oberteil bezeichnet, wie wir sie als Villanovagefäss aus Hallstattzeitlichen Gräbern kennen. Daraus muss man folgern, dass die drei am 19. August gefundenen Gefässe nicht als zusammengehörig aufzufassen sind. Mit grösster Wahrscheinlichkeit ist der unverzierte Becher dem am 19. August gefundenen Skelett zuzuteilen, denn der Katalog macht die Bemerkung: „gefunden neben einem hockenden Skelett,“ und das alte Register hat ausserdem noch die (im Katalog freilich weggelassene) Bemerkung: „Becher neben dem ersten grossen Skelett.“ Etwas Ähnliches ist von der verzierten Amphora (sog. Urne B 109) nicht angemerkt, das alte Register sagt nur: „Urne aus der ersten Schicht,“ hier also nichts vom „ersten grossen Skelett,“ die Amphora kann demnach sehr wohl ein nachträglich gefundenes Zubehör des (höher gelegenen) Hockers gewesen sein, bei dem am 18. August der schnurverzierte Becher gefunden ist. Bei dieser Annahme wäre es erklärlich, dass in ihrer Nähe die viel jüngere Vase zum Vorschein gekommen

¹ Abgebildet in den Vorgeschichtlichen Alterthümern der Prov. Sachsen H. II S. 90.

ist, welche schon am Tage des Fundes für die Amphora gehalten wurde; denn jener Hocker mit dem Schnurenbecher war zum Teil zerstört durch eine auf ihn gesetzte bronzezeitliche Bestattung.

Doch das bleibt zweifelhaft. Viel wichtiger ist für uns die zweifellose Thatsache, dass in dem am 20. August geöffneten, auf der Basis des Hügels befindlichen „centralen Steinbau“ 2 Urnen gestanden haben, die nicht der Schnurkeramik angehören, und dass ebenso der Becher mit den Muschelscheibchen vom untersten Begräbnis nicht schnurkeramisch gewesen ist, denn ausser den drei genannten am 18. und 19. August ausgegrabenen ist kein schnurkeramisches Gefäss im Spitzen Hoch gefunden worden. Leider trägt kein Gefäss der Bernburger Sammlung den Vermerk, dass es aus diesen untersten Bestattungen herrührt. Aber da nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Dr. Götze die von Klopffleisch hinterlassenen Zeichnungen ergeben, dass im Latdorfer Hügel „von neolithischer Keramik nur Schnurkeramik und Bernburger Typus vorhanden ist,“ so müssen diese Gefässe der untersten Bestattungen Bernburger Gefässe gewesen sein. In der Sammlung sind nur zwei Gefässe übrig, deren Zugehörigkeit nicht anderweitig festgelegt ist, nämlich eine grosse fast halbkugelförmige Schale mit Standfläche, tiefsitzendem Henkel und Wellenrand (B 115) und die Trommel, bezeichnet als Räuchergefäss (B 114).

Ein Beweis für die Priorität der Schnurkeramik vor dem Bernburger Typus ist also dem Latdorfer Hügel nicht zu entnehmen; ich erinnere mich auch, dass man im Jahre 1883, als ich mich in Bernburg über die Altertumssammlung zu unterrichten suchte, nicht auf die höhere Schicht hinwies, wenn man den Gefässen mit breitem Henkel oder senkrecht durchbohrten Vorsprüngen ihren Platz am Ende der Steinzeit und im Übergang zur Bronzezeit anweisen wollte, sondern lediglich aus dem Leichenfeuer und den mitgefundenen Bronzeresten argumentierte. Damals sind diese Gründe wohl auch für Klopffleisch bestimmend gewesen, heute haben sie keine Beweiskraft mehr.¹

Die Untersuchung über den Latdorfer Hügel ist in einer Beschreibung des Baalberger Hügels eine Abschweifung; aber sie war nötig, um darüber gewiss zu sein, dass die wichtige chronologische

¹ Ebenso hinfällig ist ein dritter Grund, den Klopffleisch aus dem Vergleich mit der ägyptischen Keramik entnahm: Die Schnurkeramik sollte Gefässen des alten Reichs, der Latdorfer Typus solchen des neuen Reichs entsprechen. Vgl. den Vortrag in Regensburg, Corresp.-Bl. der anthrop. Gesellsch. 1881 S. 139.

Belehrung, die wir dem Baalberger Hügel entnehmen müssen, nicht beschränkt wird durch chronologische Schlussfolgerungen, welche sich aus dem Inhalt des benachbarten Hügels ergeben. Kehren wir nun zu unserem Hügel vom Baalberge zurück.

Nach Aufdeckung des Grabes D wurde der grosse Mitteleinschnitt in Verfolg mehrerer Steinplatten noch nach Süden und Osten bis zu einer Tiefe von 2 m erweitert, aber nichts entdeckt als Steinplatten und Asche, die Spuren früher zerstörter Steinkisten- und Brandgräber. Am 26. Juni wurden alle Einschnitte und Vertiefungen eingeebnet und damit die Arbeiten abgeschlossen.

Die wichtigste Belehrung, die wir dem Baalberger Hügel verdanken, ist die, dass in Norddeutschland schon eine neolithische Kultur vorhanden war, als die Ausläufer des von Mitteldeutschland sich verbreitenden schnurkeramischen Gefässstils eindringen. Was für den Bernburger Typus und die Kugelamphoren erwiesen ist, gilt auch für den nahe verwandten norddeutschen Megalith- und Tiefstichtypus; und hier trifft unsere Beobachtung zusammen mit zahlreichen Beobachtungen in Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Brandenburg, nach welchen die schnurverzierten Gefässe erst am Ende der steinzeitlichen Periode erscheinen. Mögen sie in Thüringen, vielleicht auch noch in anderen Gebieten zu den frühesten Erscheinungen der neolithischen Kultur gehören, da sie dort in den grossen Steinplattengräbern regelmässig vorkommen und eine frühere Topfware dort bisher noch nicht bemerkt worden ist — in den nördlicheren Gegenden sind die grossen Steinkammern und Steinplattengräber von einem durchaus anderen Gefässstypus besetzt. Das spricht dafür, dass wir diese Gefässstypen nicht lediglich als aufeinanderfolgende zu betrachten haben; sie können bei vorhandenen geographischen oder ethnologischen Schranken Jahrhunderte lang nebeneinander bestanden haben. Bei allmählich wachsendem Verkehr und Güteraustausch, hervorgerufen nicht nur durch das Verlangen der Südvölker nach dem Bernstein, sondern noch mehr durch das Verlangen der Nordvölker nach dem südlichen Metall, sind auch die Gefässformen ausgetauscht, der Schnurbecher gelangte am Ende der Steinzeit nach Schleswig-Holstein und Pommern, die Kugelamphoren nach Thüringen und Böhmen, die norddeutschen Gefässe des Bernburger Typus an die Unstrut (Tröbsdorf, Hornsömmern, Nügelstedt), in einigen Fällen verirren sich sogar Tiefstichgefässe bis in diese Gegend. In der Breite von Halle scheinen die beiden Gefässstile sich begegnet zu haben, aber beide überschritten allmählich die Grenze; in Nordböhmen traf der Bernburger Typus noch zusammen

mit dem Schnurenstil,¹ und der Schnurenbecher vereinigte sich in Nordwestdeutschland mit den Gefässen der Megalithgräber.

Auch die übrigen Gefässstile, die in denselben Gebieten wie der Bernburger Typus, der Megalithgräberstil und der Schnurverzierungsstil zerstreut vorkommen, lassen sich nicht durch zeitliche Aufeinanderfolge erklären. Wenn in einem Megalithgrabe des Kreises Tecklenburg bei Nieder-Seeste eine Vase des Rössen-Niersteiner Typus zusammen mit vielen Gefässen des nordwestdeutschen Megalithgräbertypus, besonders auch mit Kragenflaschen gefunden ist, so kann der Rössen-Niersteiner Gefässstil doch nicht hinter die übrigen steinzeitlichen Stile eingereiht werden; er muss vielmehr gleichzeitig mit dem norddeutschen Megalithgräberstil, insbesondere auch gleichzeitig mit dem Halskrüge und der Kugelamphora, damit aber auch gleichzeitig mit dem Bernburger Typus bestanden haben; und dasselbe wird von der Bandkeramik gelten müssen, welche dem Rössen-Niersteiner Stil nahe verwandt und auch schon mit ihm zusammen gefunden ist. Alle diese Stile haben also gleichzeitig bestanden, und der Einfluss ihrer Formen lässt sich an den Gefässformen der Bronzezeit noch wohl erkennen. Dennoch halten sich diese Stile im ganzen voneinander getrennt, und gerade dieser Umstand hat am meisten dazu Anlass gegeben, dass man eine zeitliche Unterscheidung zu finden suchte, die aber bis jetzt nicht geglückt ist und nicht glücken konnte.

Wie dem norddeutschen Megalithstil, dem Bernburger und dem Schnurverzierstil bestimmte Gegenden zugehören, wo sie heimisch sind und wo eine ältere Keramik nicht nachgewiesen werden kann, so ist von vornherein anzunehmen, dass auch dem Rössen-Niersteiner Stil und der Bandkeramik in Deutschland besondere Heimatgegenden angehören, wo sie die früheste Keramik darstellen und von wo allmählich ihre Produkte und ihre Arbeitsweise verbreitet worden sind. Nach Reineckes Fundangaben hat der nördliche Teil des Mittelrheingebiets den meisten Anspruch darauf, als Heimat des Rössen-Niersteiner Stils in Deutschland zu gelten, und der Strich von Kassel, Beckum, Münster bezeichnet die Grenze, auf welcher der norddeutsche Megalithgräberstil ihm am nächsten kam. Westdeutschland südlich vom Mittelrhein und das Nordalpenland scheint der Hauptsitz der Bandkeramik gewesen zu sein, sie ist dort die früheste. So lange man alle diese Stile in eine zeitliche Aufeinanderfolge einreihen wollte, war der Streit der

¹ Zusammen gefunden sind die Gefässscherben beider Stile in den Ansiedlungsplätzen bei Zalesel oberhalb Aussig. Vgl. Götze Verh. 1892 S. 188.

Meinungen nur natürlich: Die Bandkeramik ist die älteste! heisst es in Westdeutschland; die Schnurkeramik ist älter! in Mitteldeutschland; die Megalithkeramik ist die älteste! in Norddeutschland. Mit jedem dieser Gefässtypen ist Kupfer oder frühe Bronze zusammen vorgekommen (ausgenommen vielleicht die Megalithkeramik), auch das ist ein Hinweis auf ungefähr gleichzeitiges Bestehen, und ein Beweis, dass es sich nicht um einen Zeitraum von Jahrtausenden handelt, in welchen diese Typen nacheinander hätten entstehen und vergehen können. Die Ankunft des Kupfers in Norddeutschland kann man nicht wohl früher als um 2500 v. Chr. ansetzen, andererseits herrscht schon zwischen 2000 und 1700 die älteste Bronze mit Schleifennadeln, Flachcelten, umgeschlagenen Halsringen, triangulären Dolchen und mit einer Keramik, die Anklänge an alle jene älteren Typen enthält, freilich alle vereinfacht oder vergröbert.

Da die Annahme einer chronologischen Aufeinanderfolge der verschiedenen neolithischen Gefässstile durch die Fundthatsachen widerlegt wird, da vielmehr jeder dieser Typen in seinem Heimatgebiete die früheste Topfware darstellt, so dürfte der Schluss nahe liegen, dass diese Topfware schon von den neolithischen Einwanderern in das betreffende Gebiet mitgebracht worden ist, und dass es verschiedene Bevölkerungsgruppen gewesen sind, welche allmählich von den verschiedenen Teilen Deutschlands Besitz genommen haben; unterstützt wird dieser Schluss durch die merkwürdige Thatsache, dass mit jeder dieser besonderen Gefässsorten auch eine besondere Art von Steinwerkzeugen verbunden ist, welche uns ebenfalls auf eine Verschiedenartigkeit ihrer Träger und deren Herkunft hinweist. Hierbei ist zu bemerken, dass die verwandten keramischen Gruppen von den gleichen Steinwerkzeugen begleitet sind, nämlich der Bernburger Gefässstil von denselben wie der norddeutsche Megalithstil, und der Rössen-Niersteiner von denselben wie die Bandkeramik; es würde sich also für Deutschland um drei verschiedene neolithische Bevölkerungsgruppen handeln, eine nördliche, eine mittlere und eine südlich-westliche. In dieser Auffassung braucht uns der Hinweis nicht zu stören, dass jeder dieser Typen noch weithin nach Osten oder Südosten oder auch Westen nachzuweisen ist; vielmehr wird man gerade in diesem Nachlass die Richtung und den Umfang des allmählichen Vordringens jeder der betreffenden neolithischen Bevölkerungsgruppen erkennen. Durch eine solche Lösung des keramischen Problems würde zugleich das ganze neolithische Problem der Erkenntnis erheblich näher gebracht. Bestätigt sich z. B. die Hypothese,

die zu bezweifeln kein Grund vorliegt, dass die neolithische Einwanderung dasselbe ist wie die durch die Sprachforschung geforderte indogermanische, so wird die auf Grund des Topf- und Steingerätestils gewonnene Unterscheidung für die ethnologischen Fragen noch sehr fruchtbar werden.

P. Höfer.

Nachträgliche Anmerkungen.

Zu S. 17, Z. 7 v. u.: Ein Dorf Balhorn, westlich von Halberstadt, wird in den Urkunden öfter erwähnt, dasselbe ist jetzt wüst; ein anderes Dorf Balhorn, auch schon früh erwähnt, liegt im Reg.-Bez. Kassel, Kr. Wolfhagen.

Zu S. 18, Z. 17: Ähnliche verzierte Bronzemesser wie das aus dem Langen Berge bei Baalberge sind abgebildet bei Lindenschmit, Heidnische Vorzeit II H. VIII Taf. 2; und zwar ist Fig. 1 in der Form am ähnlichsten, Fig. 4 und 15 sind in der Verzierung am ähnlichsten, Fig. 4 u. 5 zeigen ähnliche Griffbildung.

Wendische Funde aus der Umgebung Dessaus.

(Hierzu Tafel V, VI und VII.)

Obwohl der Name Dessau (Dissowe, Dissowa) wohl sicher auf slavischen resp. wendischen Ursprung hindeutet, sind in der Stadt Dessau und der nächsten Umgebung derselben, die vielleicht schon in der Steinzeit, sicher aber von der Bronzezeit an besiedelt war, Reste slavischer Kultur bisher noch nicht gefunden worden. In weiterer Umgebung jedoch haben sich mehrere (etwa 15) Stellen slavischer Niederlassungen ermitteln lassen, und zwar zweierlei Art: erstens finden wir diese auf Terrainerhebungen, die teilweise noch heute die Reste befestigter Anlagen in Gestalt eines Umgrenzungsgrabens oder eines Grabens und Walles erkennen lassen, zweitens im Flachland ohne irgendwelche Andeutung einer Befestigung. Beide Arten haben das gemein, dass eine grössere Fläche tiefschwarzen Bodens, bestehend aus Sand, Holzkohle, Tierknochen, geglühten und verwitterten Steinen, gebranntem Lehm und vielen Topfscherben, teils dicht unter der Oberfläche, teils bis 40 cm unter derselben, in fast ununterbrochenem Zusammenhang gefunden wird. Die Branderschicht hat meist eine Mächtigkeit von 30—50 cm; allerdings kommen auch Stellen vor, die auf dem Durchschnitt muldenförmig, bis 1,50 m in die Tiefe gehen, besonders reichhaltig Scherben, Steine und Tier-